Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich,

Geschichte eines dicken Mannes worin drey Heurathen und drey Körbe nebst viel Liebe

Bd.: 1

(1794)

Coburg, Landesbibliothek -- D III 10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941353-9

D. III .10.

1870

2

Coburger Landes Bücherei

von Friedrich Nicolai.

J. W. Meil del. et sc.

# Geschichte

eines

# dicken Mannes

worin

drey Heurathen und drey Körbe

nebst

viel Liebe.

Erster Band.

Mit Kupfern v. J. W. Meil.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischen
und Kursächsischen Freyheiten.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1794.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK * COBURG *

# Geschichte
eines
# dicken Mannes.

## Erster Band.

## Einleitung.

Man beurtheilt immer das Unbekannte nach dem Bekannten. Dieß ist sogar eine Regel der Gelehrten; und so wette ich, der gelehrte Leser wird bey Erblickung des Titels sogleich alle dicke Leute alter und neuerer Zeiten durch sein Gedächtniß laufen lassen, um unsern dicken Mann damit zu vergleichen. Ich wette aber auch, es wird dem gelehrten Leser ergehen, wie gelehrten Leuten sehr oft. Sie schließen und folgern, aus der ihnen beywohnenden gelehrten Weisheit, über Menschen und menschliche Angelegenheiten so streng, so kritisch, so weise, so bündig, so unwidersprechlich, daß jedermann von der Richtigkeit ihrer Sätze nothwendig überzeugt seyn muß; es wäre denn, daß er sie etwa nicht verstände, worüber sie immer zu klagen pflegen. Gleichwohl ereignet es sich nicht selten, daß kein einziger ihrer Schlüsse und Folgerungen

trift und paßt, sobald diese gelehrten Männer heraussteigen aus ihren Studirstuben, Gymnasien, Lyceen, Universitäten, Akademieen der Wissenschaften und der freyen Künste, und wie sonst die gelehrten Treibhäuser heißen, in welchen vermittelst vielen gelehrten Düngers und nicht weniger gelehrten Dampfes alles menschliche Wissen und Verstehen viel früher zur Reife gebracht wird, als bey den unwissenden, elenden Menschenkindern, die ihren unsterblichen Geist weder durch Belesenheit noch durch Spekulation düngen, und deren beklagenswürdiges Schicksal bloß ist, zu wirken und zu handeln.

So viel sich die gelehrten Freunde des Verfassers erinnern, giebt es vorzüglich — ungerechnet drey bekannte dicke Könige, und dicke Prälaten ohne Zahl — nur noch sieben recht berühmte kurze und dicke Leute: Einen im Alterthume, und sechs in neuern Zeiten. Wofern nun der gelehrte Leser etwa meynen sollte, unser dicke Mann gleiche einem von den zehen, oder von den sieben, oder auch nur irgend einem andern dicken Manne, der ihm sonst einfallen könnte: so ist abermal Zehn gegen Eins zu wetten, der gelehrte Leser wird sich irren.

Ueberhaupt, günstiger, gelehrter oder nicht gelehrter Leser! liebst Du das Erhabene, bist Du etwa gewohnt, nur die Leben zu lesen, von Königen, Prinzen, Prälaten, Feldherren, Heiligen, Wunderthätern, Professoren die sich durch sterbliche Systeme unsterblich machen, und sonst von andern weltberühmten Leuten — mager oder dick von Gestalt — so wollen wir Dich hier dienstfreundlich ersuchen, dieß Buch zuzuschlagen, und nicht weiter fortzufahren. Wir weisen Dich hier gleich dahin, wo Du Deine Befriedigung finden wirst: zu den neuern deutschen Schriftstellern, welche sich auf das Erhabene legen, im eigentlichen Verstande l e g e n, um es mit der Schwere ihres Geistes zusammenzudrücken. Wir gestehen Dir ungefragt, hier ist kein vornehmer oder hochberühmter Mann zu beschreiben. Wagst Du es, unsrer Warnung ungeachtet, weiter zu lesen: so thue Verzicht aufs Erhabene und Große. Du wirst nur in die Familie eines gemeinen Handwerksmannes eingeführt; und unser Held selbst war so klein und so dick, daß Ihn sogar der berühmte D o k t o r K n ü p p e l n, welcher Friedrich den Großen so klein beschrieb, nicht noch kleiner hätte machen, noch der berühmte

Magister Geisler der Jüngere, welcher unbedeutende Geschichten so dick aufblasen kann, noch dicker hätte aufblasen können.

Ganz besonders wirst du gebeten, günstiger Leser, unsern dicken Mann mit keinem Könige, der etwa könnte kurz und dick gewesen seyn, in Gedanken zusammenzustellen Wir reden gar nicht von Königen. Dieß überlassen wir dem weltberühmten Professor Aloysius Hoffmann, der, als seine früh verblichene Wiener Zeitschrift noch lebte, gegen alle adeliche und bürgerliche Aufklärer die Rechte der Könige so muthig vertheidigte, da sie sonst, wie er selbst sehr deutlich zu verstehen gab, leicht in Nichts hätten zerfallen können, wären sie nicht emporgehalten worden von ihm und seinen würdigen Mitstreitern, dem Ritter Johann Georg von Zimmermann, dem Pater Professor Anton Hofstätter, und andern, die sich den philosophischen Volksverführern, die jetzt gräslich herumhausen, so tapfer widersetzten.

Also hier weiter kein Wort weder von Karl dem Dicken, Könige von Deutschland und Frankreich, der seiner Frau zumuthete, nach zehenjähriger Ehe ihre fortdaurende Jungfrauschaft durch Berührung eines glühenden Eisens

zu beweisen, noch von Ludwig dem Dicken, Könige von halb Frankreich, der, um sicherer in den Himmel zu kommen, auf einem von Asche gestreueten Kreuze starb, noch von Heinrich dem Achten, dem kurzen und dicken Könige von England, der drey Käthen, zwey Annen und eine Hanne heurathete, noch von allen andern kurzen und dicken Königen in der Welt: selbst wenn im Königreiche Yvetot, oder im Königreich Sylva noch irgend ein kurzer und dicker König menschlichen oder thierischen Geschlechts vorhanden gewesen seyn sollte. Unser dicker Mann ist nicht einem davon ähnlich.

Auch bitten wir Euch, sagt kein Wort weiter von Professoren und Rittern, welche ungebeten die Könige mit ihren Gänsekielen vertheidigen wollen. Begegnet Euch aber auf Eurer Reise durch die Welt ein Ritter, der für seinen König mit dem Schwerte ficht, so wie Ritter Möllendorf oder Ritter Kalkreuth, oder andre biedre Ritter der Art, dem mögt Ihr die Hand bieten; wir bieten sie ihm auch.

Die merkwürdigen sieben dicken Männer, mit welchen man unsern Helden etwa möchte vergleichen wollen, wären: Thersites im Alterthume, und in neuern Zeiten Sancho Pansa,

Falstaff, der Kanonikus Gil Perez, Oheim des berühmten Gil Blas de Santillana, der dicke Mann auf Otaheiti, der so vornehm war daß er sich mit gehöriger Gravität täglich von seinen Weibern das Essen in den Mund stopfen ließ, und zwey dicke kurze Personen im Tristram Shandy, nemlich Doktor Slop der Geburtshelfer, und der kleine Trommelschläger mit säbelförmigen Beinen, der am Thore zu Straßburg auf der Wache war, als ein Fremder hereinritt, kommend vom Vorgebirge der Nasen, mit der größten Nase, von welcher Welt und Nachwelt keinen Begriff haben würde, wenn der berühmte Hasen Slawkenbergius nicht Sorge getragen hätte, sie ganz genau zu beschreiben.

Diesem Trommelschläger gleicht unser Held nun auf gar keine Weise; denn er hat keinesweges säbelförmige, sondern gesunde ganz gerade Beine, mit netten Waden, wohlgeformt gleich den Waden des Apoll von Belvedere. Weder wurstförmige Waden, welche zufolge der Bemerkung des Physiognomisten Johannes Baptista Porta eine Eigenschaft der hagedornschen Schnarcher voller Schulgeschwätze sind, die jedem Naemanns Krätze gönnen, der von ihrem Systeme ab-

weicht, noch schlotterige, gleich den Waden weiland Johann Kaspar Kubachs, des Gebethelden, der mit seinem Gebete nie Wunder gethan hat.

Dem Doktor Slop, mögt Ihr ihn Euch auch denken wie Ihr wollt, ist unser Held gleichfalls nicht im mindesten ähnlich. Seht den Doktor nur an, es sey wie ihn Hogarth schlafen läßt, oder wie ihn Chodowiecki vom Pferde wirft *); und Ihr müßt gleich merken, Anselm Redlich müsse ein ganz anderes Kerlchen seyn. Ihr werdet weiter unten finden, er ist rundlich, niedlich, witzig, gelehrt, galant, dem Frauenzimmer ergeben, und nebenher zuweilen ein wenig ein Hasenfuß, unbeschadet seiner Sittsamkeit, Gelehrsamkeit und besonders seiner Klugheit, auf die er wohl, wie auch weiter unten erhellen wird, selbst einigen Werth setzen mag. Ein solches Männchen schläft ganz anders und fällt ganz anders vom Pferde, als eine so plumpe Masse, wie Doktor Slop.

Daß unser Anselm dem dicken Manne auf Otaheiti so wenig gleicht, als dem Manne im

---

*) S. die Titelkupfer des 1sten Theils der deutschen Uebersetzung des Tristram Shandy, und die Chodowieckischen Kupferstiche dazu.

Monde, kann der günstige Leser leicht einsehen, weil er eben ist belehrt worden, Anselm sey nicht vornehm; und weiter unten, wenn der günstige Leser geduldig genug ist bis dahin zu lesen, wird belehrt werden, Anselm, so viel er auch dem Wohlwollen des schönen Geschlechts zu danken hat, müsse viel zu galant seyn, um dem Frauenzimmer Mühe mit sich zu machen.

Mit dem Kanonikus Gil Perez, der nur drey und einen halben Fuß hoch war, und dessen Kopf zwischen den Achseln steckte, ist auch kein Vergleich anzustellen. Anselm ist von gehöriger Leibesgröße, und trägt seinen Kopf erhaben; ist auch nicht unwissend, wie der ehrwürdige Gil Perez; sondern gelehrt und klug, beides im Uebermaße, wie aus der folgenden Geschichte vermuthlich sich noch weiter ergeben wird.

Dem Verfasser dieser wahren Geschichte würde es wohl behagen, wenn Anselm Redlich dem Sancho Pansa gleichen möchte; denn so würde er sehr unterhaltend seyn, indem der gute Sancho immer gleich die Blicke der Leser erheitert, sobald er auftritt. Sonst aber muß man hier der Wahrheit zur Steuer anzeigen, daß unser Held eben so wenig von Sancho Pansa hat,

als von zwey in der Geschichte des Don Quixote vorkommenden, hier beyläufig anzuführenden dicken Wettläufern, deren Einer Eilf Viertel-zentner, der Andere aber Fünf Viertelzentner wog, und über deren Wettlauf der weise Sancho ein so weises Urtheil fällte *). Wiegt einer unter den deutschen Schriftstellern so viel: der trete hervor, um sich gegen diese wägen zu lassen, wenn er will. Wir sind wohl zufrieden, daß er auch sogar seine Werke mit auf die Wage lege.

Seit Falstaffs Zeiten ist man fast der Meinung geworden, dicke Leute wären aufs höchste witzig, und weiter nichts. Dieß ist aber eine höchst irrige Meinung, wenn man auch Zachariä den Dichter zum Beweise anführen wollte; denn dicke Leute können auch gelehrt seyn. Davon sollen Euch ein Beweis seyn zwey Männer berühmt durch Genealogie und Geogonie: der Hofrath Krebel, der gelehrte Verfasser eines genealogischen Handbuchs, noch genauer, als seine europäischen Reisen, die er sitzend auf seinem Lehnstuhle so oft wiederholte; und der

*) S. Bertuchs Uebersetzung des Don Quixote. IVr Th. S. 479.

Oberkonsistorialrath Silberschlag, Verfasser eines gelehrten Systems der Geogonie, welches so fest stehet, wie die von ihm gebauten Wassergebäude. Insbesondre soll es Euch das Beyspiel unsers Anselms selbst beweisen. In Absicht auf Gelehrsamkeit ist er den beiden genannten wohlbeleibten Gelehrten allenfalls einigermaßen ähnlich, sonst gleicht er weder diesen noch andern deutschen Schriftstellern und Übersetzern, von denen einige nicht weniger witzig und gelehrt, als dick sind.

Wie könnte nun nach allem dem was wir schon beyläufig von unserm Helden gesagt haben, ein so feiner, und obgleich runder, doch gerader Mann, wie Anselm, in irgend einem Stücke mit dem Thersites verglichen werden; der, wie jeder Leser Homers weiß, schielte, hinkte, bucklicht, spitzköpfig, und ein Kahlkopf war? Der günstige Leser soll aber wenigstens bey dieser Gelegenheit erfahren, daß unser Anselm einen runden erhabenen Scheitel und schöne kastanienbraune Haare hat; und hätte er ja irgend einmal zu schielen geschienen, so könnte es nur gewesen seyn, als er ein Frauenzimmer verliebt ansah. Daß unser Held aber von der schönsten Hälfte des menschlichen Ge-

schlechts die Augen nicht abzuwenden pflegte, kann nebst vielen andern Dingen der geneigte Leser erfahren, wenn er nur weiter lesen will.

Dieß wären nun die antiken und modernen dicken Leute alle, deren Existenz den belesenen Freunden des Verfassers jetzt beygefallen ist. Denn Foote's Major Sturgeon, dessen Tapferkeit nach dem Gewicht zu berechnen war, ist nicht allgemein genug bekannt; und Selim der Glückliche, dessen Geschichte der Verfasser des Siegfried von Lindenberg aus dem Guzuratischen verdeutschte, war nur als er geboren ward, ein dickes Bübchen; aber nachher ward er ein schlanker Bursche, wie der Leser selbst erkennen kann, wenn er die Vorstellung seiner Figur in ganzer Leibeslänge ansehen will, welche der gedachten Geschichte einigemal beygefügt ist.

Unser Held hingegen blieb dick bis in sein männliches Alter, und so wird er auch gleich auf dem Titel dieser wahren Geschichte nach dieser Eigenschaft benannt. Er hätte auch können der kluge Mann heißen; denn es fehlt ihm nicht an Klugheit. Man will aber überhaupt bemerkt haben, daß die körperlichen Eigenschaf-

ten der Magerkeit und Dicke permanenter zu seyn pflegen, als die geistige Eigenschaft der Klugheit. Ob jemand beständig so klug geblieben sey, als er sich gleich in seinen Jünglingsjahren zeigte, kann man erst am Ende seines Lebens wissen; besonders, ob unser Held eben so unverändert klug als dick gewesen, kann nur am Ende dieser Geschichte recht deutlich werden: und wir trauen uns jetzt noch nicht, etwas Gewisses darüber im Voraus zu sagen. Aber daß er als Kind, als Jüngling und als Mann beständig dick geblieben, zeigt sein dreyfaches, von einem berühmten Künstler nach dem Leben gezeichnetes Bildniß, das wir dieser Einleitung, nebst den Bildnissen der sieben vorher benannten dicken Männer, als ein beweisendes Dokument, wie ungleich er jedem war, haben beyfügen lassen.

Das Ende des menschlichen Lebens an sich, ist der Tod; aber das Ende jeder Geschichte von der Art der gegenwärtigen, ist bekanntlich eine Heirath. Ob nun, zufolge des Titels, sich diese Geschichte etwa gar dreymal endige, ja ob überhaupt die auf dem Titel angegebene Anzahl der Heirathen richtig sey, kann der Verfasser dieser Einleitung noch nicht

ganz gewiß sagen, und der geneigte Leser oder Leserinn kann es nicht gewiß wissen, bis sie diese wahre Geschichte ganz werden zu Ende gelesen haben, warum wir ihn und sie hiemit pflichtschuldigst bitten. Aber selbst alsdann versprechen wir nicht, er oder sie möchte ganz gewiß erfahren, ob die auf dem Titel versprochne Anzahl der Körbe richtig sey. Es ist der Ungewißheit so viel unter dem Monde, wie des Leidens. Obgleich der Verfasser alle Bücher, die von der deutschen Sprache handeln, sorgfältig nachgeschlagen, und viele Gelehrte — dicke und magere — befragt hat: so war doch nicht völlig gewiß zu erfahren, ob es ein Korb zu benennen sey, wenn eine Mannsperson die Hand einer Frau ausschlägt. Wofern nicht die deutsche Deputation der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin etwas hierüber entscheiden sollte: möchten wir schwerlich hierin zur Gewißheit kommen. Denn auch die berühmte deutsche Gesellschaft in Mannheim, deren Entscheidungen Deutschland von Osten bis Westen sich so gehorsam unterwirft, hat in den vielen Bänden ihrer Schriften, die, wenn auch nicht an andern Eigenschaften, dennoch an Dicke und Klugheit, unserm Helden

wohl am nächsten möchten zu vergleichen seyn, hierüber uoch nichts festgesetzt.

Sonst wagen wir noch, jede unserer günstigen Leserinnen zu bitten, sie wolle auf unsern Helden nicht etwa schon im Voraus einen Unwillen werfen, in der Meinung, er möchte die Hand eines Frauenzimmers verschmähet haben. Noch wissen wir dieß nicht gewiß. Sollte er aber ja auch dieser That schuldig befunden werden: so bitten wir unsre schöne Leserinnen, ihn nicht ungehört zu verdammen; denn wir vermuthen fast, er werde etwas zu seiner Vertheidigung anzuführen haben.

## Erster Abschnitt.

### Von der Familie und den nächsten Vorfahren Anselms.

In des heiligen Römischen Reichs Stadt Aachen, die sich den königlichen Stuhl nennet, ungeachtet seit Jahrhunderten in der Stadt und dem ganzen Reiche von Aachen eben kein König sich zu setzen Gelegenheit gehabt hat, wohnte ungefähr in der Mitte dieses achtzehnten Jahrhunderts Meister Anton Redlich, ein Tuchmacher, nebst seiner Frau Sabine. Er war fleißig und sparsam, sie war bieder, sparsam und ordentlich; so vermehrte sich seine Arbeit, weil jeder Kaufmann Meister Antons Tuch besser gearbeitet fand, als andrer Meister.

Nun ist aber ein weises Gesetz in Aachen: ein Tuchmachermeister solle mehr nicht als auf vier Stühlen arbeiten, und mehr nicht als vier Gesellen halten; ein Gesetz, welches ausdrücklich gemacht scheint, um die vielen Bettler, womit alle Straßen dieser Stadt so reichlich gesegnet sind, nicht zum Spinnen und Kämmen der Wolle kommen zu lassen. Ferner be-

stehet in Aachen ein andres Gesetz, welches den Protestanten nicht verstattet, ein eigenes Haus, noch weniger das Bürgerrecht zu haben. Eine solche Verordnung würde der philosophische Gesetzgeber Dohm nicht gegeben haben, der aber auch seine für die Stadt Aachen entworfene Konstitution im Jahre 1790 nicht einführen konnte; sie ist hingegen ein wesentlicher Theil der katholischen Konstitution, welche der militarische Gesetzgeber Spinola im Jahre 1641 mit gutem Erfolge in Aachen wirklich einführte. Dergleichen Verbote sind auf den frommen Grundsatz gestellt: Nöthige sie hereinzukommen Es ist aber ein Beweis, wie sehr der Verstand der Protestanten, verlassen vom unfehlbaren Richter, verkehrt worden ist; daß sie solche Verbote gewöhnlich so verstehen, als wäre ihr Sinn: Nöthige sie hinwegzugehen. Meister Anton und Frau Sabine hatten das Unglück, nicht zur alleinseligmachenden Kirche zu gehören, und waren beständig mißvergnügt, daß immer für mehr als vier Stühle Arbeit da war, und sie nur vier Stühle halten durften, daß sie ein eigenes Haus nöthig hatten, und es nicht zu besitzen berechtiget waren, und daß

sie zum Gottesdienste eine Stunde Wegs nach dem holländischen Dorfe Vaals gehen mußten. Daraus entstand endlich ganz natürlich der Gedanken, sich neben ihrer Kirche zu setzen. Meister Anton zog also nach Vaals, mit Frau Sabine, und mit Leonoren, seiner unverheurattheten Schwester. Er kaufte dort ein Häuschen, hatte mit keiner Zunft Streit, ließ auf so viel Stühlen arbeiten als er wollte, legte eine eigene Tuchschererey und Färberey an, welches ihm in Aachen auch nicht erlaubt gewesen wäre, und hatte nur zwanzig Schritte bis zur Kirche zu gehen. Zu läugnen war es nicht, daß er anjetzt von den großen Reliquien der Reichsstadt Aachen, dem Rocke der Jungfrau Maria und den Windeln des Christkindes, nicht mehr wie ehedem nur zwanzig Schritte entfernt wohnte. Auch ist ausgemacht, wenn er die Frohnleichnamsprocession, und in derselben den kolossalischen vermummten Mann, welcher zur Erbauung der rechtgläubigen Bürger und Bürgerinnen Aachens Karl den Großen als einen Heiligen vorstellt, ferner anzusehen gemeint gewesen wäre; so hätte er eine Stunde Weges darnach gehen müssen. Aber Meister Anton war ein so verstockter Protestant, daß

er auf alle diese Dinge eben so wenig zu achten schien, als die Reichsstadt Aachen darauf, daß in ihr eine Familie weniger wohnte, und auf vier Stühlen weniger gewebt ward.

Meister Anton hatte einen Bruder, Namens Georg, der von Jugend auf Trieb hatte, fremde Länder zu sehen. Dieser arbeitete daher eine Zeitlang als Geselle in Holland, wo er mit den Herrnhutern in Zeist bekannt, und ihrer Gemeinde einverleibt wurde. Die Ältesten sendeten ihn mit einer Empfehlung an die Brüder nach London. Daselbst arbeitete er bey verschiedenen ansehnlichen Tuchmachern in Southwark, und lernte manche in seiner Vaterstadt unbekannte Vortheile. Es ging alles gut, bis daß die Ältesten das damals noch geltende Loos des Heilandes über ihn warfen. Dasselbe wies ihm eine Gattinn an, welche, vermuthlich nur zufälligerweise, nach dem Sinne der Ältesten, aber gar nicht nach dem Sinne Georgs war. Er bezeigte sich mit dem Loose des Heilandes unzufrieden, und fiel in die Gemeindezucht. Allein, er hatte so viel eignen Willen, daß er sich dem Heilande und den durch ihn loosenden Ältesten nicht ganz ergeben wollte; verließ daher die Ge-

meinde, und zugleich England. Er kam nach Vaals, kurz nachdem sein Bruder sich daselbst gesetzt hatte. Er wäre sonst wohl nach seiner Vaterstadt Aachen gezogen. Denn das Loos in London hatte ihm alle Lust zum Heurathen benommen; daher war er als ein einzelner Mann gar nicht Willens, seine Manufaktur über vier Stühle zu treiben. Aber nun blieb er lieber, wo seine Kirche und sein Bruder war, wurde in Vaals Meister; und so hatte Aachen noch einen Einwohner weniger.

Es fügte sich, daß Meister Georgs Zurückkunft seinem Bruder auf mannigfaltige Art nützlich ward. Ausser dem stillen Vergnügen brüderlicher Gesellschaft, welches das häusliche Glück dieser kleinen Familie vermehrte, gereichten Meister Georgs Kenntnisse von der engländischen Art zu weben, und von der Verbesserung des feinen Gespinstes, welche er seinem Bruder ohne Vorbehalt mittheilte, der Manufaktur des letzteren zu nicht geringem Vortheile. Meister Georg besaß ebenfalls den anhaltenden Fleiß und die Genügsamkeit seines Bruders, nebst der den Herrnhutern gewöhnlichen heitern Frömmigkeit und Gleichmüthigkeit, ihre Gemeindezucht abgerechnet, die freylich, so

wie alle Kirchendisciplinen, mehr der Gemeinde als den einzelnen Gliedern nutzt. Er besaß noch dazu die Weltkenntniß, welche durch Reisen erworben wird, und die Menschenkenntniß, die derjenige nach und nach erlangen muß, welcher Jahre lang unter den Herrnhutern gewesen ist, und sowohl die Ältesten und die Vorsteher, als die Glieder dieser Gemeinde in der Stille beobachtet hat. Dieß mögen wohl nicht alle Brüder thun können, oder thun wollen. Auch soll ein alter Herrnhuter gesagt haben, wer auf solche Weise beobachtete, werde mit der Zeit entweder ein Ältester werden, oder die Gemeinde verlassen.

Diese Welt- und Menschenkenntniß Meister Georgs gereichte nach und nach der ganzen Familie zum Nutzen. Meister Anton war fleißiger im Arbeiten als im Sprechen. Wenn er daher mit seiner Sabine Abends oder Sonntags zusammensaß, dieß oder jenes zu überlegen; so redete sie mehrentheils allein. War aber Meister Georg dabey, so redete er gewöhnlich, und Frau Sabine antwortete zuweilen. Meister Georg war das Orakel der Familie: manchmal redete er auch, wie sonst die Orakel, ganz allein; gewöhnlich aber doch deutlicher und nützlicher, als diese.

Meister Antons Manufaktur bekam nach einiger Zeit durch einen Zufall eine große Verbesserung, und der Wohlstand seines Hauses dadurch noch einen größern Zuwachs. Als er in Aachen wohnte, war sein nächster Nachbar ein Doktor der Arzneygelahrheit, der aber nicht praktisirte, sondern, wie es schien, von seinen Einkünften ganz stille lebte. Wir sagen, wie es schien; denn wirklich zehrte er nicht nur seine Einkünfte, sondern auch sein Kapital auf, und seine anscheinende stille Ruhe war eigentlich unordentliche Thätigkeit. Denn Doktor Anselm Ettmann war unablässig bemühet, den gebenedeiten Stein der Weisen zu finden; und suchte in Tiegeln und Kohlen so lange nach Gold, bis er weder Silber noch Kupfer besaß, um Tiegel und Kohlen zu kaufen. Doktor Ettmann besaß in der That so viel chemische Kenntnisse, daß aller dunkle Unsinn alchymistischer Schriften seinen Beobachtungsgeist nicht ganz hatte ersticken können. Dabey war er, seine Thorheit ausgenommen, der beste Mann; weshalb auch Meister Anton, der von dieser Thorheit kaum etwas wußte, beständig gute Nachbarschaft mit ihm gehalten hatte. Er kam endlich immer mehr herunter. Zum Kummer über

seine fehlgeschlagenen Hofnungen, und zum Mangel an allem Nöthigen, kam noch eine tödtliche Krankheit. Meister Anton, der, um Wohlthaten zu erzeigen, nicht wartete bis sie gefordert wurden, unterstützte seinen gewesenen Nachbar, als er bey seiner oftmaligen Anwesenheit in Aachen dessen betrübten Zustand vernahm, sogleich mit Arzneymitteln und Pflege, die sein Leben retteten; und da kurz darauf von den Gläubigern des Doktors dessen Wohnung ganz ausgeräumt und die sämmtliche Habe verkauft ward, nahm ihn Meister Anton in sein eigenes Haus zu Vaals auf.

Doktor Ettmann war der Thätigkeit gewohnt, er wendete daher seine chemischen Kenntnisse zum Besten seines Wohlthäters an, indem er ihm Anleitung zu großen Verbesserungen seiner Tuchfärberey gab. Es wurden ganz neue Farben erfunden, andere erhöhet, und dauerhafter gemacht. Diese und die von Meister Georg mitgetheilten Vortheile, verbunden mit Meister Antons anhaltendem Fleiße und Eifer, gaben seiner Manufaktur die sichtlichsten Vorzüge. Die Anzahl der Stühle und des Absatzes nahm in wenig Jahren ungemein schnell zu, nnd Meister Anton ward dadurch

binnen kurzer Zeit aus einem armen Aachener Tuchmacher ein reicher Manufakturist in Vaals.

Durch die Dankbarkeit des Doktors war der Wohlstand Meister Antons fest gegründet worden; aber dieser gab jenem an Dankbarkeit nichts nach. Er legte ihm ein beträchtliches Gehalt bey, kaufte ihm ein Haus, und gab ihm seine Schwester Leonore zur Ehe.

So reich nun Meister Anton geworden war, so blieb doch die ganz einfache Einrichtung seiner Familie und ihre vorherige Frugalität unverändert. Es ward keine Schüssel mehr auf den Tisch gesetzt, als im ersten Jahre der angefangenen Haushaltung; keine Veränderung in der Kleidung war zu merken, kein neumodisches Hausgeräth ward eingeführt. Alle Tage der Woche wurden mit ununterbrochener Beschäftigung zugebracht; die Abendstunden und die verträglichen Sonntagsgesellschaften der Brüder und Schwestern wurden nicht zahlreicher, als durch den Doktor, wenn er nicht etwa bei seinen Retorten und Schmelztiegeln saß. Der Herr des Hauses setzte etwas darin, auch nunmehr nicht Herr Redlich, sondern nur Meister Anton genannt zu werden, wie man ihn genannt hatte, da er noch selbst

auf dem Stuhle arbeitete. Durch nichts verrieth sich sein Reichthum als durch Unterstüzzung der Dürftigen. Aber Frau Sabine, die Ausspenderinn dieser Wohlthaten, wußte sie so vorsichtig zu verbergen, daß fast keine davon bekannt ward, wenigstens keine in die Augen fiel. Das Haus ward jährlich sehr durch Anbau vergrößert; aber wer die zunehmenden vortheilhaften Umstände der Familie nicht sonst kannte, erblickte nichts als die reinliche Wohnung eines fleißigen Handwerksmannes zwischen großen Manufakturgebäuden.

## Zweyter Abschnitt.

### Geburten und Todesfälle.

Mit dem Anfange des siebenjährigen Krieges, dieser wegen Glorie und Elend in Deutschland unvergeßlichen Periode, fing die schnelle Vergrößerung von Meister Antons Manufaktur und Reichthum an; und eben damals gebar Frau Sabine ihren ersten und einzigen Sohn. Meister Anton nannte ihn Anselm nach dem Doktor, seinem Schwager, gegen den er immer dankbar blieb, obgleich er ihn belohnt hatte.

Anselmino war, von seiner Geburt an, ein frisches, fettes, rundes, kurzes Kind, d'un aimable embonpoint, und ward, wie weiter unten erhellen wird, ein rundes kurzes Kerlchen, fröhlich und munter, schwatzhaft, leichtsinnig und lustig.

Wie es nun zuging, daß Anselmino so fett ward, obgleich von magern Ältern entsprossen, so feurig und fröhlich, als jene ernsthaft und gesetzt, und so redselig und unbedachtsam, als sie beide das Gegentheil waren: das gehört zu

den transcendentalen Dingen, worüber die Philosophen von jeher hundert Fragen aufwarfen; z. B. ob das Ding, welches du siehest, dem Dinge an sich selbst gleicht, oder nicht? Ob es ausser dem positiven Nichts noch ein negatives Nichts giebt; ob ein positives Unding oder ein Unnichts zweyerley sind; ob das Nichts bewegbar oder unbeweglich sey, und dergleichen gelehrte Fragen mehr. Die neueste Philosophie lehrt uns, Niemand unter dem Monde könne von solchen Dingen etwas wissen oder begreifen; obgleich freylich eben diese Philosophie noch immer einiges Jucken zu haben scheint, das meiste davon zu erklären, indem sie immerfort versichert, es ließe sich gar nichts davon wissen. Wir wollen also versuchen, noch bescheidener zu seyn, als die so bescheidenen neuesten Philosophen, und über die obige wichtige Frage von fett und mager, lustig und still, gar nichts sagen. Könnt Ihr Euch aber ja bey unserer Bescheidenheit nicht beruhigen, so ergreift das Mittel, Euch an Herrn Doktor Grohmann zu wenden. Dieser weiß ganz genau, wie es hergehet mit der Zeugung der Söhne und der Töchter, daß sie so oder so gerathen, und wie es geschieht, daß die Temperamente knochenreich

oder koleurisch werden. *) Dr. Grohmann wohnt in Wittenberg. Seht aber zu, daß Ihr auf den rechten Doktor treffet; denn treft Ihr auf einen andern Wittenbergischen Gelehrten der Euch auslacht, so ists wenigstens unsere Schuld nicht.

Anselmino war die Freude seiner Ältern, und seines Oheims Georg, der den Jungen von Kindesbeinen an liebte, als wäre es sein eigener Sohn. Wenn alle drey nebst Frau Leonoren in den langen Winterabenden des Jahres 1756 nach vollbrachter Arbeit einträchtig beysammen saßen; so ging Anselmino aus Hand in Hand, und alle freuten sich, daß er so gesund und so rund war. Diese Freude nahm zu, als er nach einem Jahre herum zu laufen anfing, und so rund als gesund blieb. So wuchs das Kerlchen fort, immer mehr im Umfange als in der Höhe, und blieb so fünf Jahre lang, und länger. Da hätte beynahe schon seine künftige Bestimmung unter beiden Ältern und unter Bruder Georg den ersten Zwist veranlaßt.

*) So nennt D. Grohmann eins von seinen neuerfundenen Temperamenten. S. Magazin zur Seelenkunde, Xten Bandes 2tes Stück, S. 26.

Die Ältern besprachen sich oft darüber, ihr einziger Sohn müsse kein gemeiner Mann bleiben, wie sie. Beide waren sogleich eins, er solle studiren; und so ward Anselmino schon den Musen geweihet, ehe er noch buchstabiren konnte. Wir sagen, buchstabiren; denn weil damals die heilsamen neuern Lesemethoden noch nicht erfunden worden, war das gute Kind unglücklich genug, wirklich erst buchstabiren zu müssen, ehe es lesen lernte. Wer weiß, welche von den widrigen ihm zugestoßenen Begebenheiten, und wie mancher von seinen Irrthümern, welche wir weiter unten erzählen werden, in dieser verkehrten Lehrmethode ihren Ursprung haben mag! Wer weiß, um wie viel unsere glücklichere philosophisch zum Lesen angeführte Jugend künftig konsequenter denken, und folglich moralischer handeln wird, als wir weniger glücklichen Väter, und unsere ältesten Söhne!

So sehr nun aber beide Ältern darin übereinstimmten, daß ihr Sohn studiren sollte, so sehr uneins waren sie über den gelehrten Stand, welchen sie für ihn zu wählen hätten. Die Mutter wollte ihn, wie leicht zu errathen, der Gottesgelahrtheit gewidmet wissen; denn welche größ-

sere Freude kann eine Mutter wohl haben, als ihren Sohn predigen zu hören! Der Vater war aber nicht so sehr aufs Geistliche gesteuert. Er stellte sich dieses Leben, wo es ihm so wohl ging, viel lebhafter vor als das künftige, über welches ihm noch so Manches dunkel blieb. Er hielt daher einen Arzt für einen nicht zu verachtenden Mann. Dabey wußte er, so frugal er auch selbst lebte, sehr wohl, was in der Welt mit Geld auszurichten ist. Daß die Arzneykunde Geld bringe, sah er an einigen Ärzten in Aachen, welche in der Stadt viel gebraucht, und oft auch nach benachbarten Landgütern und fürstlichen Höfen geholt wurden; ob es ihm gleich schien, dieselben wären im Heilen schwerer Krankheiten nicht ganz so glücklich, als er im Färben ächter Tücher. Er beschloß also, sein Sohn sollte ein Arzt werden, und sah schon in Gedanken, wie derselbe in eigener Kutsche auf den Straßen von Aachen herum rollte, und im fürstlichen Zuge von Sechsen über Land geholt wurde.

Ganz andrer Meinung war Oheim Georg. Derselbe hatte vermuthlich bey den Herrnhutern, wo bekanntlich gar kein Unterschied der Stände gilt, die Begriffe von Gleichheit aller

Menschen eingesogen, welche machten, daß er, beynahe wie jetzt die unhosigen und langhosigen Franzosen, jeden höhern Stand als etwas Unnatürliches ansah. Er meinte, die Familie sollte ja aus ihrem Kreise sich nicht emporheben, und der Junge dürfe daher nichts als ein Tuchmacher werden, wie sein Oheim und sein Vater. Er stellte letzterm vor, was sich auch hören ließ, es werde natürlicher seyn, diesen Sohn so zu erziehen, daß die schöne Manufaktur durch ihn im Flore erhalten bleibe, wodurch auch der künftige Wohlstand des jungen Menschen sicherer werde gegründet werden, als durch ungewisse Hofnungen und Aussichten. Aber diese Vorstellungen halfen wenig bey den Ältern, denen eben jene weitaussehenden Hofnungen sehr viel Vergnügen machten. Es hätte dieser Zwist leicht zum Nachtheile des häuslichen und brüderlichen Friedens ausschlagen können. Denn, so ein schlichter und verträglicher Mann auch Meister Anton war; so hatte er doch seinen kitzlichen ambitiösen Fleck, und Frau Sabine ebenfalls. Dazu kam, daß, wie oben bemerkt worden, Oheim George gewohnt war, in der Familie am lautesten zu

reden; und es fiel ihm auf, daß jetzt zum erstenmale das Gegentheil geschah.

Die übeln Folgen wurden indeß durch ein Wort von Frau Leonoren glücklich gehindert. Sie bemerkte in der größten Hitze des Streits: »Es sey unnöthig über das Schicksal des Knaben jetzt zu streiten, man könne ja lieber geduldig abwarten, wie es etwa mit ihm und seinen Fähigkeiten werden möchte.« Dabey küßte sie den dicken Jungen, und gab ihn auch dem Vater in die Arme. Die beiden Männer wunderten sich, wie ihnen ein so natürlicher Gedanken nicht selbst eingefallen wäre, und gaben einander treuherzig die Hände; obgleich jeder insgeheim wünschte, daß sein Plan zum vermeinten Glücke des Knaben ausgeführt werden möchte.

Die gute Frau Leonore hatte im Ehestande wenig Gelegenheit gehabt, Erfahrungen von Glücke zu machen, aber desto mehr Gelegenheit zu Prüfung ihrer Geduld. Kaum sah sich ihr Mann der Doktor wieder in guten Umständen; so fing er aufs neue an, alle Zeit, welche er nicht zu den Versuchen für die Färberey der Manufaktur brauchte, aufs Laboriren zu wenden. Er kam bald wieder in Schulden,

und sein ganzes Hauswesen in Unordnung. Unter diesen Umständen war Frau Leonore zum erstenmale guter Hofnung. Sie gebar einige Monate darauf eine Tochter. Der Doktor ließ das Mädchen Sophia taufen, seine Ehrerbietung gegen die geheime himmlische Weisheit anzuzeigen, welche von seinem Schwager, seiner Meinung nach, verkannt ward. Er starb aber kurz darauf, als ein Märtyrer dieser geheimen Weisheit. So eben glaubte er endlich die jungfräuliche Erde gefunden zu haben, in welcher er den Merkur figiren wollte. Plötzlich aber sprang das philosophische Gefäß, und er ward in Rauch und Flammen erstickt. Seine Frau, schon durch so manche Leiden geschwächt, fiel über den Schreck in eine heftige Krankheit, und starb bald nach ihm.

Meister Anton sah wohl ein, daß die Begierde Gold zu machen eine unheilbare Krankheit ist. Er beweinte seine Schwester, bezahlte seines Schwagers Schulden, und nahm die kleine Tochter in sein Haus, wo er sie als sein eigenes Kind erzog.

## Dritter Abschnitt.

### Sophiens und Anselms Kinderjahre.

Anselmino Redlich wuchs indeß heran, und war, da er eilf Jahr alt geworden, ein kleines, rundes, frisches Kerlchen, über den sich alle Nachbarn freuten. Er hatte einen offenen Kopf, war immer fröhlich und guter Dinge, und lernte in der Schule Sprüche und Vokabeln mit gleicher Leichtigkeit auswendig. Denn es hatte sich in Vaals ein ältlicher Kandidat der Theologie eingefunden, welcher nach manchen Wanderungen sich daselbst als Schulmeister setzte, um den deutsch-holländischen Kindern zu ihrem Fortkommen in dieser Welt, die lateinische Sprache, und zu ihrem Wohle in der künftigen Welt, den ganzen Inhalt von Braunii Doctrina Foederum s. Systema Theologiae didacticae beyzubringen. Dieser Lehrer gewann unsern Anselm wegen seiner Fähigkeit Worte auswendig zu behalten, so lieb, daß er mehr als einmal prophezeihte, der Knabe werde ein großer Gelehrter werden; welches Frau Sabine

im Stillen vor sich selbst auslegte, ein treflicher Prediger.

Anselmino hatte zwey in die Augen fallende Eigenschaften, von welchen Schreiber dieses nicht gewiß weiß, ob sie, an einem Knaben bemerkt, voraussagen müssen, er werde ein Licht der Kirche werden. Anselmino liebte von Jugend an jedes hübsche Mädchen; und Anselmino meinte sehr klug zu seyn. Was die letzte Eigenschaft betrift: so war sie freylich selten in seinen Handlungen zu erkennen; denn ob er gleich sehr klug zu sprechen pflegte, so handelte er doch sehr oft unklug. Dieß ging indeß damals noch auf Rechnung seiner Knabenjahre; und auf eben diese Rechnung ging denn, mit gleicher Nachsicht, sein Gaffen nach jedem hübschen Mädchen. Wer wird auch einem muntern Knaben darum gram seyn, wenn ihm die schönen Mädchen gefallen, und wenn er ihnen gefallen will? Die Mädchen nicht, die Mütter nicht; und ich denke, auch der liebe Gott nicht, der auf die Zuneigung beider Geschlechter zu einander, recht angewendet, die Erhaltung des menschlichen Geschlechts, und was eben so viel werth ist, dessen häusliches Glück gegründet hat!

Die junge Sophie war von schlankem Wuchse, und von griechischer Gesichtsbildung; ihre kastanienbraunen Locken kräuselten sich neben den Grübchen ihrer blühenden Wangen, und fielen von ihren Schultern herab; ihre sittsamen hellblauen Augen lockten die Herzen an sich. Sie war freundlich, gefällig, munter, hatte eine Silberstimme, und sang schon als ein Kind gern fröhliche Lieder. Ursachen genug, daß Anselmino an Sophien, wie an einer beständigen Gespielinn seiner Jugend, hing. Er zog sie allen Mädchen vor, die er in Vaals und in Aachen gesehen hatte; so wie sie auch ihn allen andern Knaben. Die Alten im Hause, die sich selbst gegenseitig liebten, freuten sich der so merklichen herzlichen Zuneigung der Kinder, welche von allen Verwandten und Nachbarn die kleine Braut und der kleine Bräutigam genannt wurden.

Einst hatten sich beide beym Spielen im Dorfe an einem schönen Sommertage an das äußerste Ende desselben verlaufen. Da fanden sie auf dem grünen Rasen einen Knaben sizzen, der todtenblaß und ganz abgezehrt war. Auf vieles Fragen erfuhren sie endlich von ihm, er sey von langer Krankheit abgemattet, habe

seine Ältern verloren, und keinen Menschen in der Welt, der sich seiner annähme. Das Mitleid der guten Kinder ward erregt. Sophiechen theilte mit dem Kranken ihr Vesperbrot, und bat ihren Gespielen, bey seiner Mutter, deren Liebling er, wie sie wußte, war, um mehr Beyhülfe für den armen Knaben anzuhalten. Anselmino stand nachdenkend, fühlte seine Selbstständigkeit zum erstenmale; und seine Klugheit, auf die er sich jetzt wieder etwas zu gute that, blies ihm ein, was er selbst verrichten könne, darum dürfe er nicht bitten. Er theilte Sophiechen folgenden Plan mit: In den weitläuftigen Gebäuden, aus welchen seiner Ältern Gehöfte bestand, war eine entlegene Kammer, die nicht gebraucht ward und zu der man unbemerkt kommen konnte. Er schlug vor, den kranken Knaben ganz ingeheim dahin zu führen. Da wollte er dann ihm etwas von seinen Betten bringen, und sie beide wollten ihr Frühstück und Mittagsessen unbemerkt mit dem Kranken theilen, um denselben wieder Kräfte zu verschaffen. Seine kleine Freundinn hatte hiewider manches einzuwenden; aber seine Beredsamkeit siegte. Sie führten den ermatteten Knaben fort, und brachten ihn unbemerkt

I Th. S. 38.

J. W. Meil inv. et sc.

an Ort und Stelle. Anselmino schleppte ihm noch spät gegen Abend einen Theil seiner Betten und den größten Theil seines Abendessens zu; und war froh, daß er ihn ein paar Tage lang, mit allem was aufzufinden war, reichlich speisen und tränken konnte.

Freylich machte diese so klug ausgesonnene Wohlthätigkeit einige Unordnung in der Haushaltung. Niemand konnte begreifen, wo die Betten geblieben waren, und die Dienstboten kamen darüber in unverdienten Verdacht. Backwerk und Semmeln verschwanden; Teller, worauf Überbleibsel der Mahlzeiten dem Kranken waren gebracht worden, wurden vermißt, und Unschuldige wurden deshalb beschuldigt. Anselmino gerieth darüber in einige Verlegenheit; allein der Triumph, sich über den Erfolg seines glücklichen wohlausgesonnenen Planes zu freuen, schien ihm doch so schön, daß er den Bitten der ängstlichen Sophie, welche die Sache entdeckt wissen wollte, nicht nachgab. Die häusliche Verwirrung hätte noch einige Zeit währen können, wenn nicht Philipp, der kranke Knabe, welcher merkte, daß was mit ihm vorging, nicht in der Ordnung sey, sie geendigt hätte, indem er aus der Kammer hervorkroch und

sich selbst zeigte. Er ward von den Hausgenossen, die ihn, seinem elenden Ansehen und schlechten Kleidung zufolge, gleich für schuldig erklärten, vor den Richterstuhl der Frau Sabine gebracht. Der arme Schelm fand hier eine sehr barmherzige Richterinn. Ihr Sohn bekam zwar von den Ältern einen gelinden Verweis; aber seine Gutherzigkeit ward bestätigt, und Philipp nun unter Autorität ins Haus aufgenommen, von dem Reste seiner Krankheit geheilt, gespeiset und bekleidet.

Anselmino that sich ingeheim nicht wenig auf seinen klugen Plan zu gute, zumal da dadurch die Liebe seiner Ältern gegen ihn nicht vermindert, Sophiechens Liebe hingegen, seiner Gutherzigkeit wegen, noch vermehrt ward. Sollte der geneigte Leser etwa meinen, Anselmino habe, wenn gleich gutherzig, doch nicht so klug gehandelt als er sich dünkte; und sollte daraus etwa — wie es denn geneigte Leser giebt, welche in Geschichten dieser Art gern weit voraussehen mögen — auf die künftige Beschaffenheit des Charakters unsers Helden etwas schließen wollen: so wird gebeten, zu bedenken, daß Anselmino nur ein Knabe war, und daß wir noch nicht wissen können, ob sich nicht viel-

leicht in der Folge dieser Geschichte die Klugheit unsers dicken Männchens, noch ehe er ein dicker Mann ward, in viel vorzüglicherm Glanze zeigen möchte.

Was Philipp betraf, so fand sich, daß er aus dem benachbarten Dorfe Vylen kam, wohin sich sein Vater, ein verarmter Kaufmann aus Mastricht, begeben hatte, um dort auf besser Glück zu warten. Er hatte eben den größten Theil seines wenigen Vermögens verwendet, um seinen ältesten Sohn, der als Schiffschirurgus zur See ging, einigermaßen zu equipiren. Er selbst war eine Art von Schreiber bey einem in Vylen wohnenden Herrn; und seine Frau spann für eine Manufaktur in Vaals, wozu auch Philipp schon war angehalten worden. Eine epidemische rothe Ruhr grassirte im Dorfe, und hatte beide Ältern in kurzem weggerafft; Philipp, den niemand weiter hegen wollte, hatte sich halb genesen nach Vaals geschleppt, um zu erfahren, ob er dort Arbeit bekommen könnte, sein Leben zu fristen.

Dieser von allen verlassene Waise fand an Meister Anton einen neuen Vater. Da er schon lesen und etwas schreiben konnte: so ward er in die Schule geschickt. Daselbst

lernte er, wie Anselm und alle andern Kinder, so viel es seyn konnte, Lateinisch, und besonders die Theologie aus Braunii Systema Theologiae didacticae. Neben diesen wichtigen Dingen vervollkommnete er sich auch noch im Schönschreiben und Rechnen. Diese Kleinigkeiten haben schon hin und wieder einen armen Knaben durch die Welt geholfen; ob sie gleich gegen die unermeßlichen Schätze des Wissens, welche in der Dogmatik und lateinischen Phraseologie liegen, gar nicht in Vergleichung zu bringen sind.

Dabey ward Philipp außer der Schulzeit zu allerhand kleinen Diensten im Hause gebraucht, wobey er sich sehr anstellig zeigte. Auch ward er Anselmino's Spielgesell, wozu er sich aus einer besondern Ursache sehr gut schickte. Wir haben schon bemerkt, daß unser Held von Jugend auf ziemlich redselig war, und sich nicht wenig klug dünkte; Philipp hingegen war von Natur bescheiden, und etwas taciturn. Hier zeigte er sich noch nachgiebiger und bescheidener; denn er fühlte, daß er ein armer Knabe sey: und er wußte schon, daß ein solcher ohne Schweigen und Nachgeben in der Welt nicht fortkommen könne, da selbst

ein reicher Mann beides zu beobachten sehr nöthig hat. Anselmino war aber auch ein gutherziger Junge, obgleich etwas eigenliebig, doch nicht stolz; und Philipp war sein guter Geselle. Ob nun zu dieser Zuneigung nicht etwas beygetragen habe, daß er an Philipp einen Spielgesellen hatte dem er seine klugen Einfälle vorsagen konnte, der ihn anhörte und ihm recht gab, mag der sittenforschende Leser in des alten Buddeus Moraltheologie im Kapitel von der Falschheit der menschlichen Tugenden, oder in den Werken anderer Gottesgelehrten nachschlagen, welche den Menschen, die edelste Kreatur Gottes, im Reiche der Natur fleißigst erniedrigen, um ihn im Reiche der Gnaden desto mehr zu erhöhen.

## Vierter Abschnitt.

### Schulweisheit, Examen, Gespräch übers Latein.

Anselmino war nach und nach beynahe vierzehn Jahre alt geworden, und Sophiechen beynahe zehn Jahre. Sie gefielen sich wechselseitig täglich mehr, und fingen an, ungeduldig zu werden, wenn sie nicht beständig bey einander seyn konnten. Wie aber überhaupt die Ordnung der Dinge in der Welt gemeiniglich nicht so zu gehen pflegt, wie sie die Verliebten gern haben möchten: so ereignete sich ein Umstand, an den sie gar nicht dachten, und der doch Ursache war, sie auf eine ziemliche Zeit zu trennen.

Die lateinische Schule hatte nun an unserm Anselmino geformt, was durch sie zu formen war. Er hatte konstruirt, exponirt, analysirt, Phrases ausgezogen, lateinische Reden gehalten, und lateinische Verse gemacht. Er hatte sogar etwas von den römischen Alterthümern gelernt, und wußte, wie die Konsuln und die Ädilen in Rom waren gewählt worden. Frey-

lich wußte er nicht, wie die Generalstaaten gewählt werden, auch nicht, ob sie in Vaals etwas zu befehlen hätten. Denn, warum sollten in gelehrten Schulen Kinder mit der Verfassung des Vaterlandes bekannt gemacht werden, da diese zu wissen keine Gelehrsamkeit ist? Dagegen hatte Anselmino einen guten Begriff von den Sätzen der Dordrechtschen Synode; sogar, daß er schon mit katholischen Seminaristen aus dem Konvente der Stiftsherren des heiligen Grabes zu Schlenaken, die in der Vakanzzeit nach Vaals kamen, über die Religion disputirt, und, weil sie älter und stärker waren, von ihnen Ohrfeigen bekommen hatte. Er war nun der Erste in der Schule; und der alte Kandidat erklärte, daß er ihn weiter nichts lehren könne: er möchte denn etwa mit dem Knaben, ehe dieser nach der Universität ginge, des Ruarus Andala Logik durchnehmen, wovon er sich selbst noch etwas erinnerte. Er schlug daher vor, unser dickes Männchen von gelehrten Leuten examiniren zu lassen, damit die Ältern sehen sollten, wie geschickt der Knabe sey. Es wurden also einige holländische Domine aus der Nachbarschaft zusammengebeten; und nachdem sie gut zu

Mittage gegessen hatten, ward Anselmino examinirt. Er exponirte, analysirte und perorirte ohne Anstoß, beantwortete im besten Schullateine alle Fragen aus Braunii Theologia didactica; und alle Examinatoren sagten einstimmig, nie habe noch ein Knabe von so zartem Alter so gelehrte Antworten gegeben: aber alle waren auch darin einstimmig, er sey noch allzu jung, um auf die Universität zu gehen.

Die kleine Sophie erschrak zwar vor dem vielen Lateine, weinte aber doch vor Freuden, daß ihr Anselm so gelobt wurde. Anselmino war bey der ganzen Sache ziemlich unbefangen und gleichgültig gewesen, weil man ihm lauter Dinge fragte, die er vermöge seines guten Gedächtnisses auswendig wußte. Nun aber fing ihm das Examen an merkwürdig zu werden, da Sophiechen, unvermerkt ihm die Hand drükkend, ihn mit dem freundlichsten Blicke lobte. Mutter Sabine ließ ein paar Thränen der Freude fallen, sah aber ganz ernsthaft aus; und Meister Anton, so wie auch Oheim George, sagten nicht ein Wort.

Als die Herren weggefahren und die Kinder in den Garten gesprungen waren, saßen die Alten eine Zeitlang stillschweigend und in Ge-

danken. Endlich sagte Meister Anton, den Kopf schüttelnd:

»Ich hätte doch nicht gedacht, daß Anselm »so sehr gelehrt wäre. Wie muß der arme »Junge seinen Kopf haben anstrengen müssen, »um das alles zu behalten!»

Oheim George fuhr heraus: »Du sagst, er »ist gelehrt; und ich sage, er ist dumm.»

»Dumm?» — riefen beide Ältern zugleich aus.

»Ja freylich! dumm! — denn der Junge »weiß nichts, als was er auswendig gelernt »hat. Er hat mir schon vorher zehn Fabeln »von Gellert hergebetet; und er konnte auf »mein Verlangen keine einzige nach seiner Art »mit andern Worten erzählen. Nein, bey den »Herrnhutern hab' ich auch Schulen gesehen, »da geht man aber nicht bloß auf Gedächt»nißwerk. Weißt Du was, Bruder Anton! »Leicht gelernt ist bald vergessen! Wenn nun »der Junge vergißt, was er itzt auswendig »weiß, so weiß er alsdann gar nichts. Das »nenn' ich dumm seyn! Und ob ihm das, was »er uns heute auf lateinisch vorgesagt hat, was »helfen kann, wenn er groß wird, das versteh' »ich nicht. Aber ich habe nun einmal keinen »Glauben ans Lateinische.»

Meister Anton schlug die Augen nieder, und dachte bey sich: »Wenn er Doktor wird, wird »er mit den Kranken nicht lateinisch reden.»

Mutter Sabine schwieg; aber dachte bey sich: »Lateinisch predigen wird er nicht!» Und dabey fiel ihr ein, daß sie Alle vom Examen nichts verstanden hätten, und daß es doch vom Kandidaten wäre angestellt worden, damit sie wissen sollten, was Anselm gelernt hätte.

Oheim George schwieg nicht; sondern fuhr in einem verdrüßlichen Tone fort: »Und wenn »der Junge gar nichts gelernt hat, als das »Latein; wozu wird ihm das helfen, wenn er »einmal deine Manufaktur übernehmen soll? »Denn am Ende wird es doch wohl am klüg»sten seyn, ihn dazu zu erziehen, wenn du »nicht willst, daß die Manufaktur untergehe, »ohne daß deine Kinder etwas davon haben »sollen.»

Meister Anton schwieg abermal: denn er fühlte wohl, daß der Bruder nicht Unrecht hatte; aber daß sein Sohn nicht Doktor werden solle, wollte ihm auch nicht eingehen. Er dachte also nur: »Schade, daß der Junge noch zu »jung ist, um nach der Universität zu gehen, »da er doch schon so viel schönes Latein weiß!

»Wo

»Wo soll er bis dahin bleiben, da er jetzt in »der Schule nichts mehr lernen kann?«

Es ist oft die Sorge der Ältern, nicht, wie ihre Kinder zu erziehen; sondern nur, wo sie zu lassen sind. Haben sie so ganz unrecht? Wenn man die Kinder nicht selbst erziehen kann, muß man sie ja jemand abzurichten geben!

Im Fortgange der Unterredung kamen sie Alle überein, Anselm müsse ausser dem Hause irgendwo untergebracht werden; denn Meister Georg sagte: »Bruder Anton, der Junge ist »für dein Haus allzugelehrt, und wird dir mit »seinem Lateine und mit allem dem Zeuge das »er im Kopfe hat, alle deine Arbeiter aufsätzig »machen!«

Man sieht, Meister Georg, obgleich nur ein gemeiner Tuchmacher, war scharfsichtig genug, schon vor mehr als zwanzig Jahren Sinn für den jetzt von so manchen Staatsleuten angenommenen Satz zu haben, daß zu viel Gelehrsamkeit und Aufklärung endlich zum Aufruhre führe. Wie würden auch gegenwärtig in Frankreich die vielen Greuel entstehen, wäre nicht, wie weltbekannt ist, Jourdan, der Kopfabschneider ein vertrauter Schüler des garstigen Hans Jakob Rousseau gewesen, und der

schleichende Abt Sieyes nebst dem heftigen Robespierre die vornehmsten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu Paris? Hätte Philipp Egalité, als Prinz und als Bürger gleich nichtswürdig, wohl mit so unverschämter Stirn für den Tod seines Königs und Vetters gestimmt, wenn er nicht ein so großer Freund und Beförderer der Aufklärung und der Philosophie gewesen wäre? Und würden die Unhosigen in Frankreich wohl so arg gegen Monarchen und monarchische Regierung toben, wenn sie nicht, vermöge ihrer großen Liebe zu den alten Sprachen, sich so innig mit dem Geiste der Griechen und Römer genährt hätten? —

## Fünfter Abschnitt.

Ein neuangelegtes Philantropin. Nothwendige Ehrenrettung Herrn Rehbergs in Hannover, des Philosophen.

Kurz vor der Zeit, als in Vaals das oben beschriebene Examen unsers Anselmino und die dadurch veranlaßte Unterredung vorfiel, war in ganz Deutschland die erste Periode einer weltbekannten pädagogischen Reform angegangen. Basedow hatte den Plan gemacht — oder, um bestimmter zu reden, eigentlich nicht einen Plan gemacht, sondern nur sich eingebildet — vermittelst einer kleinen Erziehungsanstalt allenthalben die ganze Erziehungsart, und vermittelst derselben das gesammte Menschengeschlecht, auf bessern Fuß zu setzen. Er verlangte dreißigtausend Thaler, um diese allgemeine Umformung zu Stande zu bringen. Er ließ gedruckte Aufforderungen an dreyhundert große und kleine Potentaten ergehen; und als von diesen doch die dreyßigtausend Thaler nicht einkamen, so that er Nothschüsse über Nothschüsse, damit das Wohl des menschlichen

Geschlechts gerettet werde. Seine Einbildungen und seine Nothschüsse sind vergessen, so wie seine andern Schwachheiten und Seltsamkeiten; aber die späteste Nachwelt wird dankbar erkennen, daß er sein Elementarwerk zu Stande brachte, und den Nutzen desselben nicht in Träumen, sondern praktisch zeigte. Dieß ist ein Unternehmen, welches den heilsamsten Einfluß auf die Verbesserung der Erziehung hatte, und welches die armen Kinder von dem unseligen Wörterkrame und von der zwecklosen harten Schuldisciplin zu erlösen anfing. Beides erweckte in den Köpfen der von seelenloser Schulpedanterey niedergedrückten Lehrer, (auch derer welche Basedow's Methode tadelten,) eine Menge wohlthätiger Ideen zum Besten der Jugend; und beidem können Mißbräuche in der Anwendung so wenig den verdienten Ruhm entziehen, als irgend einer andern kühn unternommenen, aber im Anfange unvollkommen ausgeführten Reformation.

Es gab aber damals Pädagogen, und giebt vielleicht noch itzt dergleichen, welche weder Basedow's Einsicht noch Muth besaßen. Ihnen wurden bloß durch ihre Habsucht die zu erwartenden dreyßigtausend Thaler, und durch ihre Präsumtion

die Lust eine ganze Welt umzuformen, vorgespiegelt, und bloß dadurch bekamen sie Neigung und Beruf zur Erziehung. Ein solcher war der wohlehrwürdige Herr Erasmus Quincunx, ein reformirter Prediger im Herzogthume Jülich: ein schöner Geist und ein großer Liebhaber der Entenjagd, der öfter, wenn er seiner Gemeinde predigen, oder ein Kind taufen sollte, im Walde oder im schilfichten Sumpfe aufgesucht werden mußte, wo er entweder den Reimen oder den wilden Enten nachstellte. Nun hielt die ehrwürdige Provincialsynode des Herzogthums Jülich eben nichts von Predigern welche Verse machen, und noch weniger von denen welche wilde Enten schießen. Es erfolgten also Vermahnungen, welchen Pastor Erasmus Quincunx, der nicht sonderlich geneigt war sich vermahnen zu lassen, dadurch auswich, daß er sein Amt schnell niederlegte: zumal da jene Reskripte gerade zwischen Johannis und Jakobi ankamen, der besten Zeit zur wilden Entenjagd mit Stecknetzen, welche er nicht mit Schreiben verderben mochte.

Er war mehr des freyen Lebens, als des Sitzens gewohnt, und dachte als Jäger irgendwo sein Unterkommen zu finden. Zu dem Be-

hufe ging er nach Dessau, wo die Jagd bekanntlich in großem Flore steht. Er fand aber dort die wilde Entenjagd nicht nach seinem Sinne; dagegen lernte er Basedow's Philantropin kennen, dessen Ruf noch nicht bis in die Gegend zwischen der Maas und Roer gedrungen war. Da er überhaupt in Dessau als Jäger nicht, wie er glaubte, sein Fortkommen fand, entschloß er sich, lieber ein Lehrer der Jugend zu werden. Die Pädagogen, und die welche es werden wollten, wallfahrteten damals in großer Anzahl nach Dessau. Unter ihnen erschien auch der Expastor Erasmus Quincunx vor Basedow, mit dem Begehren, bey der Anstalt Lehrer zu werden. Es ging dieß schon deshalb nicht an, weil Basedow, wie bekannt, in seinem Philantropine lateinisch reden ließ, wozu dieser Mann nicht eingerichtet war. Er ward daher abgewiesen; blieb aber noch einige Wochen in Dessau, besah das Äußerliche der Lehrart, die Uniformen, die Trommel mit der zum Essen gerufen ward, und andere solche wichtige Sachen: wobey er den Entschluß faßte, in Verbindung mit einigen pädagogischen Pilgern, die eben so wie er von Basedow abgewiesen waren, in der Ge-

gend der Maas eine ähnliche Anstalt anzulegen, welche er für sich sehr einträglich zu machen dachte. Er kehrte zurück; und weil er aus guten Ursachen sich im Herzogthume Jülich nicht zu setzen wagte: so begab er sich in das Reich von Aachen (wie das Gebiet dieser Reichsstadt feyerlichst benennet wird), und legte daselbst unverzüglich in dem Dorfe Horbock mit seinen Gehülfen ein Philantropinchen an. Er hatte die Kunst gelernt, etwas Aufsehen zu erregen, kleine Vortheile geltend zu machen, sich Empfehlungen zu verschaffen, und, wenn's nicht anders gehen wollte, Nothschüsse zu thun; kurz die Kunst der Jagd auf Zöglinge, welche wohl so viel Schlauigkeiten erfordert, als die Jagd der wilden Enten, und eben so, wie diese, oft in tiefen Sumpf führet. Seine Schule ward dadurch in den benachbarten Gegenden bekannt, bekam bald einigen Zulauf, und hat ihn vielleicht noch.

Die Gränzen des kleinen Reichs von Aachen sind, wie die Gränzen des großen Reichs China, durch einen Wall eingeschlossen. Daher mag es wohl kommen, daß wir von dem, was in beiden vorgeht, nur sehr unvollkommene Nachrichten haben. So viel uns bewußt,

ist bisher die Existenz des Philantropins zu Horbock im übrigen Deutschlande nicht bekannt gewesen. Im Verfolge dieser Geschichte mußte nothwendig davon geredet werden, und diese Entdeckung erhält eine zufällige Wichtigkeit in der gelehrten Geschichte. Herr Rehberg in Hannover gab im Jahre 1792 ein sehr gelehrtes Büchlein heraus, unter dem Titel: Prüfung der Erziehungskunst, worin er dieser Kunst so viel Böses nachsagt, daß es scheinen möchte, er halte sie ganz und gar für »die »falschberühmte Kunst, welche etliche fürgeben »und fehlen des Glaubens.« Nun sollte man aber fast denken, es müsse doch auch eine wahre und ächte Kunst der Erziehung geben; denn es giebt ja eine ächte Kunst Hunde abzurichten, wodurch in diesen Thieren Kräfte entwikkelt werden, von denen man nicht geglaubt hätte, daß sie in ihnen liegen könnten. Wie? Sollte nicht etwa vorher an mehrern Orten die Erziehung der zarten menschlichen Jugend viel Ähnliches gehabt haben mit dem Abrichten der Hunde? so, daß man bloß auf ihr Gedächtniß wirkte, und bloß Peitschen, Hunger und andere strenge Mittel anwendete, wie bey unvernünftigen Thieren, die sich nicht anders zie-

hen lassen. Man hat aber in neuern Zeiten überlegt, daß Menschen Seelenkräfte vor den Thieren voraushaben, daß man dieselben auch vorzüglich bey Kindern zu entwikkeln suchen, und zu deren besserer Erziehung brauchen müsse. Man hat ferner überlegt, daß ein besserer Weg hierzu vorhanden seyn werde, als Peitschen und andere strenge Mittel, welche nur für Thiere nöthig sind, und für Menschen die unvernünftig wie Thiere handeln. Die schickliche Anwendung dieser Mittel, zu dem großen Zwecke vernünftigere und bessere Menschen zu bilden, scheint die ächte Erziehungskunst zu seyn; und es giebt Männer, begabt mit Einsicht und Wohlwollen, welche diese Kunst zu verbessern vorzüglich bemüht sind. Herr Rehberg spricht aber, ohne dieser zu erwähnen, nur von solchen Erziehungskünstlern, welche er als Thoren, als Marktschreyer, ja als die sinnlosesten Sterblichen schildert. Er nennt namentlich nirgend die verächtlichen Menschen wider welche er streitet; gedenkt aber auch gar nicht der Männer, welche zur Verbesserung dieser Kunst der Erziehung nach ihren Einsichten das Mögliche beytrugen, und der von ihnen bewirkten Verbesserungen. Da-

her ist die lieblose Voraussetzung entstanden, Herr Rehberg meine die letztern selbst, und wolle wirklich die edlern Bemühungen zur Verbesserung der Erziehungskunst, welche wir einem von Rochow, Resewitz, Campe, Trapp, Feder, Gedike, Pfeffel, Lieberkühn, Stuve, Salzmann u. a. zu danken haben, durch sein Buch heruntersetzen. Allerdings haben einige Stellen desselben den Gedanken veranlassen können, als wolle er bloß wider diese würdigen Männer streiten. Aber dieß ist doch eine ganz unstatthafte Voraussetzung. Denn wie könnte man ihm zutrauen, so unphilosophisch und unbillig zu handeln? Gesetzt, er glaubte Irrthümer in der neuern Erziehungskunst, oder Mißbräuche in ihrer Ausführung rügen zu müssen; würde es wohl einem Philosophen anständig seyn, über lobenswürdige Bemühungen wegwerfend abzusprechen, als ob sie weiter nichts als Irrthümer und Mißbräuche wären? Würde es nicht vielmehr einem Philosophen gebühren, den Nutzen neuer Lehrmethoden, und das was sie etwa Nachtheiliges haben könnten, unparteyisch und gründlich zu würdigen? Selbst wenn man voraussetzen wollte, die Prätensionen oder hohen Einbildungen, welche bey irgend einigen neuern Pädagogen vorhanden

gewesen seyn möchten, hätten unsern Philosophen so indignirt, daß er die ganze neuere Pädagogik so bitter zu verdammen veranlaßt wäre: so würde doch ein solches Verfahren nicht nur nicht billig, sondeyn nicht einmal politisch seyn. Denn auch Philosophen — die spekulativen nicht ausgenommen — sind sehr oft voll Prätension und Einbildung; und die leidige Erfahrung zeigt, daß selbst der kategorische Imperativ und die neuesten formalen Principien, welche sonst doch bekanntlich philosophische Universalarzeneyen sind, einige philosophische Herren vor kindischem Dünkel nicht haben schützen können. Wer würde es aber wohl billig nennen, deßhalb alle Philosophie für Geschwätz, und alle Philosophen, selbst auch die welche ziemlich laut schreyen, für Marktschreyer auszugeben?

Alle diese scheinbaren Widersprüche glauben wir nun durch die Voraussetzung heben zu können: Herr Rehberg habe die obigen verdienten Männer und ihre wohlthätigen Anstalten gar nicht gemeint; sondern nur die tölpischen Nachahmer derselben, und besonders das Philanthropinchen zu Horbock im Reiche von Aachen. Dieß war freylich ein buntschäckiges Ding, und es sind davon, wie wir verneh-

men, noch andere Filialphilanthropinchen in die Gebirge des Deisters und Süntels verpflanzt, wodurch vielleicht in dem guten Fürstenthume Kalenberg mehr Unfug mag verursacht worden seyn, als wir andere wissen, welcher denn freylich Herrn Rehberg als einem patriotischen Kalenberger näher zu Herzen gehen mußte. Wir unterwinden uns hiebey, den unmaßgeblichen Vorschlag zu thun, ob nicht der Namen des Dörfchens Horbock im Reiche von Aachen künftig gebraucht werden möchte, wie bisher die Namen der ehrbaren Städte Schilda und Schöppenstädt. Diese müssen alles Gauchthum des H. Römischen Reichs deutscher Nation auf sich nehmen, selbst das Gauchthum derjenigen Gäuche, welche diese unschuldigen Städte des Gauchthums beschuldigen. Man könnte festsetzen, daß Horbock und dessen Philanthropin alles auf sich nehmen müßte, was irgend ein mißmüthiger theoretischer Philosoph, der nie Kinder hatte, in der Fülle seiner Weisheit an den Pädagogen zu tadeln fände, welche die theoretische Erziehungskunst eines Philosophen, der seine eigenen Kinder nicht erziehen mochte, in der besten Meinung praktisch, das heißt wirklich nützlich, zu machen suchen.

# Sechster Abschnitt.

## Anselmino wird im Philanthropine zu Horbock erzogen. Dessen Beruf zum Studiren.

Das neu angelegte Philanthropin machte natürlich im Reiche von Aachen und in der umliegenden Gegend viel Aufsehn. Es empfahl sich im Hause Meister Antons durch einen zufälligen Umstand. Wir haben oben bemerkt, daß der Expastor Erasmus Quincunx vor Basedow mit dem Lateinreden nicht bestand; und mehrern der in Dessau abgewiesenen Lehrer, welche er für sein neues Institut von da mitbrachte, mochte es wohl eben so gegangen seyn. Daher verbannte er das Lateinreden ganz aus seiner Schulanstalt. Eben dieses, was bey vielen dem Lateine ergebenen Ältern und Schullehrern ein Anstoß war, empfahl sie in Meister Antons Hause, wo man seit dem letztern Examen des Lateins satt hatte. Es ward demnach beschlossen, den der Weisheit des Kandidaten zu Vaals entwachsenen Anselmino in diese Schule zu schicken. Unser Held mußte sich also unvermuthet von seiner kleinen Sophie

trennen, welches nicht ohne Thränen abging; aber Philipp zog mit ihm, nach Dessauer Weise als Famulant, aufzuwarten und zu lernen.

Anselmino kam im Philantropine zu Horbock in eine ganz neue Welt. Man muß dem wohlehrwürdigen Erasmus Quincunx zum Ruhme nachsagen, daß er die runden Hüte mit hohen Köpfen für sich und seine Zöglinge eher einführte, als sonst irgend jemand in Deutschland. Diese hohen Hüte, die rund abgeschnittenen Haare, die Wämser in Uniform, die Halbstiefeln, die Verdienstorden und das Essen nach der Trommel, machte die jungen Philantropisten zu niedlichen Kerlchen; und Anselmino ward bald unter den Niedlichen der Niedlichste. Er dünkte sich selbst hübsch, und ward bald vorschnell und trotzig. Er lernte meilenweit ohne Zweck zu Fuße laufen, sich täglich kalt baden, über einen Stock springen, kurz alles, was man in der wirklichen Welt nicht braucht; und er lernte es um so viel eifriger, da seine Lehrer laut sagten, die Welt würde bald eben so werden wie das Philantropin in Horbock, alle Menschen würden in Kurzem sich kalt baden, laufen, springen, hohe Hüte und

Halbstiefeln tragen: so hielten sich demnach die kleinen Philantropisten schon in Gedanken für die Muster der Bildung einer ganzen Generation.

Es ist wahr, statt daß in Anselms lateinischer Schule die Übung des Gedächtnisses alles gewesen war, so ward nun seine Denkungskraft geübt. Aber unglücklicher Weise dachten seine Lehrer ziemlich schief, und so lernte er schief denken. Man lehrte ihn Weisheit; aber es war nur die Weisheit frischgebackener weiser Lehrer, die vor kurzem erst Knaben waren, und daher selbst nicht viel mehr als die Weisheit eines Knaben bedurften.

Diese Weisheit kam der angebornen Klugheit unsers dicken Männchens trefflich zu statten. Denn nun dünkte er sich viel klüger, und wollte von jedem Warum das Darum sagen, eh' er's gelernt hatte. Mit Lernen ward er überhaupt nicht sehr angegriffen. Zufolge der Grundsätze des Philantropins zu Horbock, sollte er nur lernen wenn er Lust dazu hatte; und die hatte er selten: so daß er ohne seine natürliche Fähigkeit gar nichts würde gelernt haben.

Nachdem unser Held zwey Jahre dort zugebracht hatte, kam er als ein ganz andrer Mensch nach Hause; jeder, der ihn sah, staunte ihn an. Sein Verstand war zwar in gewisser Rücksicht mehr entwickelt, denn er hatte denken und räsonniren lernen; aber völlig verlernt hatte er, sich im gemeinen Leben verständig aufzuführen. Er hielt es für ganz unnöthig sich nach der übrigen Welt zu richten; denn er hatte in Horbock so oft gehört, die Welt sey ausgeartet: daher forderte er, daß sich die Welt nach ihm richten solle, nach ihm der aus der bessern Welt von Horbock kam. Er hielt sich nichts für übel, sprang über Stock und Block, verachtete alles, räsonnirte über alles. Wahr ist es, er hatte vieles gelernt, was sein Vater und sein Oheim nicht wußten, und was vielleicht auch in Vaals vor ihm niemals jemand gewußt hatte; doch fehlte ihm ganz die Geschicklichkeit, es gut anzubringen. Er wollte nicht beleidigen; ward aber wider seinen Willen durch sein ganzes Betragen beleidigend. Er würde noch unerträglicher geworden seyn, wenn ihn nicht Philipp von manchen Dingen abgehalten hätte. Dieser sah mit seinem kalten gesunden Verstande

die

die Wahrheit ein, schwieg zwar ungefragt, sagte sie aber, wenn er gefragt ward. Nun war Anselm sehr redselig, fragte daher sehr oft, und hörte denn von Philipp manche Wahrheit die er besser hätte nutzen können, wäre sein Leichtsinn nicht zu beständigen Seitensprüngen geneigt gewesen, so daß alle Nachbarn sagten: Musje Anselm ist ein Musje Naseweis!

Anselmino bemächtigte sich Philipps als eines Freundes, ob er gleich eigentlich mehr der Kammerdiener des jungen Herrn war, welcher schon den Dünkel fühlte, ein Wesen, wie Er müsse einen Kammerdiener haben. Philipp frisirte ihn, holte seine Kleidungsstücke zusammen, wenn er sie, wie gewöhnlich, herumgeworfen hatte, und brachte sein Zimmer in Ordnung, welches gemeiniglich sehr unordentlich aussah. Wenn Philipp da nichts zu thun hatte: bot er sich freywillig an, alles zu thun was im Hause vorfiel. Er hatte eine sehr schöne Hand schreiben lernen; er rechnete aus dem Kopfe auf philanthropinische Art, und hatte noch manche andere nützliche Kenntnisse unvermerkt gesammelt, so daß er zu allen Ma-

nufakturgeschäften brauchbar war, und Jedermann ihn lobte.

Anselmino hingegen fühlte sich berufen nichts zu thun; auch lobte ihn eben Niemand. Seine Hauptleidenschaft war, nach hübschen Mädchen — in allen Ehren — zu sehen; und er lief oft ein paar Stunden zu Fuße, um eine recht ins Gesicht zu fassen. Erblickte er sie nicht, so hatte er doch die schöne Natur gesehen, und glaubte die Natur zu genießen, wenn er müßig ging. Er badete sich in jedem Bache oder Teiche, und fiel zuweilen auf die Nase, wenn er seine Geschicklichkeit im Springen zeigen wollte. Er glaubte nach der Natur zu leben, wenn er so lebte wie es seinem Dünkel gefiel; der bürgerlichen Gesellschaft aber meinte er nichts schuldig zu seyn. Er moralisirte über alles dies oft Stunden lang mit Philipp; denn moralisiren war immer reden und seine Klugheit zeigen. Beides aber liebte unser dicker Mann; und Philipp, der Anselms Thaten nicht bewunderte, kam immer zu kurz, wenn er ihn eines bessern überweisen wollte. Anselmino hatte seine eigene Moral lieber, weil sie ihm erlaubte, alles zu thun wozu er Lust hatte; und er besann sich nach vielem Moralisi-

ren sogar, er müsse wohl lauter Gutes thun; denn ihm fiel ein, er habe noch nichts gethan was er selbst für Böse gehalten hätte.

So sehr die Ältern ihren Sohn liebten, so schüttelten sie doch über dieß geniemäßige Leben die Köpfe. Es erfolgten auch gelinde Verweise. Oheim Georg schalt tüchtig. Anselm disputirte, wollte Recht haben, ward widerlegt und nicht überzeugt. Dann erzählte er einmal wieder etwas von der Naturgeschichte oder der Geographie, was er im Philanthropin gelernt hatte; und da freute man sich, daß er doch nicht unwissend war. Dann machte er wieder einmal ein gutherziges Stückchen, das die Herzen mit ihm vereinigte; lebte ein paar Tage eingezogen, und beging sodann wieder einen dummen Streich, welcher den gesunden Verstand des ganzen Hauses empörte. Kurz, die Sache blieb, wie sie war; wenn auch manchmal Hoffnung zu erwachen schien, sie möchte anders werden; und dieß drückte auf die guten Ältern um so viel mehr, weil sie immer weniger wußten, was denn nun aus ihrem einzigen Sohne werden sollte.

»Was aus ihm werden soll?« rief Oheim Georg aus: »Nun ist der Junge zum Tuch-

»macher gar nichts nütze! Die neumodische »Schule hat ihn unklug gemacht. Sein Hin- »und Herlaufen, sein Müßiggang, würde dei- »ne Manufaktur noch mehr in Unordnung brin- »gen, als das Latein. Ich wollte, er wäre so »wie Philipp; den hat Niemand zu etwas »angehalten, doch er ist zu allem brauchbar, »und Anselm zu nichts!»

Vater und Mutter seufzten heimlich: »Das »ist wohl wahr!«

»Laß ihn studiren, Bruder Anton!» fuhr Georg fort: »Laß ihn studiren; er ist zu nichts »Besserm nütze. Es wird weniger schaden, »wenn er ein gelehrter Hasenfuß ist, als ein ha- »senfüßiger Fabrikant! Der, welchen die An- »dern ernähren, mag noch eher ein bischen gek- »kisch seyn, wenn es einmal so seyn muß; aber »wer Andere ernähren soll, muß arbeiten und »ordentlich arbeiten!»

Also studiren sollte nun Anselm. Aber was? Frau Sabine mußte ihrem Manne um so mehr nachgeben, weil Anselm selbst die Theo- logie weit von sich warf; und so ward die Arzneywissenschaft gewählt.

## Siebenter Abschnitt.

Anselms Abreise nach der Universität, nebst des Verfassers zufälligen Betrachtungen über Studenten und Universitäten.

Anselm ging bald darauf nach der Universität Göttingen ab. Das gab nun ein betrübtes Scheiden zwischen ihm und Vater und Mutter, und selbst auch zwischen ihm und Oheim Georg. Denn hielt gleich der Moralist Georg unsern kleinen runden Mann für einen Hasenfuß, worin er nicht ganz unrecht hatte: so war doch auch nicht zu leugnen, daß Anselm ein muntrer, froher Bursche war, rund und gesund am Körper, mit manchen Kräften des Geistes begabt, die durch erworbene Kenntnisse noch mehr entwickelt waren. Dieß sah selbst Oheim Georg; und wenn er das runde Kerlchen einen Hasenfuß schalt, so freute er sich doch wieder innerlich, wenn der Hasenfuß sich bey manchen Gelegenheiten so flink und so anstellig zeigte. Dabey hatte Anselm im Philanthropin seine Gutherzigkeit und seinen Frohsinn nicht verloren, die ihm Freunde

machten, selbst unter denen, welche ihn für einen Hasenfuß halten mußten. Als er nun das Haus verlassen sollte, sah man nur auf seine guten Eigenschaften, und die Thränen flossen allgemein über seinen Abschied.

Die herzlichsten Thränen flossen aus den blauen Augen der kleinen Sophie. Etwas hasenfüßiges Wesen schadet einem muntern Jünglinge bey einem dreyzehnjährigen Mädchen nicht so viel, als bey einem Moralisten Georg. Sophiechen sah in Anselm nur den hübschen, fröhlichen, gutmüthigen Jungen, den ersten Gespielen ihrer Jugend; und in ihrem kleinen Herzen regte sich etwas, das sie selbst nicht kannte. Zumal seitdem sie sah, daß er auch nach andern Mädchen lief, empfand sie noch deutlicher, wie nahe er ihrem Herzen war. Aber Sophiechen hatte nichts von andern Mädchen zu befürchten. Ihre Schönheit, in der vollen Blüthe der Jugend, war so groß, daß sie Anselms des eifrigen Schönheitssuchers Herz bezwungen hatte. Er war, um das rechte und kürzeste Wort zu gebrauchen, er war ganz vernarrt in sie, hing immer an ihrer griechischen Nase, und an ihren braunen Locken. Beym Abschiede, nachdem ihn seine

Ältern und Meister Georg weinend umarmt hatten, küßte er auch Sophiechen zum erstenmale, und das fuhr in ihn, wie ein Blitz. Er versprach sich selbst, und leise flisternd auch ihr, keine andere sollte die Gefährtinn seines Lebens werden. In diesem Augenblicke glaubte er es, sie glaubte es noch mehr. Junges Volk meint immer, Liebe der Jugend daure unverändert, und mache das ganze Leben glücklich. Zuweilen geschieht es; sehr oft aber geschieht etwas anders. Anselm küßte Sophiechen noch einmal, eilte in den Wagen, sein Vater reichte ihm die Hand, und Meister Georg, indem er sich die Augen trocknete, rief ihm nach: »Ich »bitte Dich, Junge! werde kein Narr!«

Und doch war unvermerkt alle Anlage zur Gefahr gemacht, daß Anselmino auf der Universität ein Narr werden konnte. Wir haben schon oben bemerkt, daß Meister Anton, nachdem er Reichthum erworben hatte, weder seinen Tisch, noch seine Kleidung, noch sein ganzes Hauswesen deshalb auf einen höhern Fuß setzte. Auch Frau Sabine und Sophiechen gingen immer noch nach der Simplicität ihres ehmaligen Handwerksstandes gekleidet. Aber die Mutter konnte nicht übers Herz bringen,

ihren einzigen geliebten Sohn so zu kleiden. Mütter putzen ihre Kinder so gern! Das hängt mit so vielen andern zärtlichen Gesinnungen zusammen, daß es tadeln mag, wer keine zärtliche Gesinnungen kennt. Anselmino hatte also schon an der Mode so viel Antheil empfangen, als sich in Baals thun ließ. Seidene Westen, seidene Strümpfe, modische Schnallen waren ihm schon nach und nach angeschaft worden. Nun, da ihr Anselmino auf die Universität ging, wollte Mütterchen, seine schöne runde Figur solle dort vortheilhaft in die Augen fallen, und lag deshalb ihrem Manne täglich an. Meister Anton hatte, wie schon gedacht, seinen ambitiösen Fleck, und da ihm seine Frau schon nachgegeben hatte, daß sein Sohn auf einen Arzt studiren sollte; so konnte er ihr um so viel weniger abschlagen, was er selbst ingeheim wünschte. Er wollte zum erstenmale zeigen, er sey ein reicher Mann, und setzte seinem Sohne auf der Universität jährlich eine viel größere Summe aus, als manche Söhne vornehmerer Leute zu verzehren hatten. Oheim Georg machte zwar die triftigsten Gegenvorstellungen, aber vergebens, weil beide Eheleute wider ihn waren. Da sie einmal das viele

Geld hatten, wozu sollten sie es brauchen, wenn sie es nicht an ihren einzigen Sohn wenden wollten? Alles, was Oheim Georg mit einiger Mühe erhalten konnte, war, daß Philipp, den man sonst gern, als einen tüchtigen Arbeiter, in der Schreibstube und Manufaktur zurückbehalten hätte, halb als Freund, halb als untergeordneter Aufseher mit auf die Universität gegeben ward. Diese Vorsicht Georgs hatte bessere Folgen, als die Freygebigkeit der Ältern. Wenn Anselm auf Universitäten nicht ganz unwissend blieb, und nicht ganz ein Narr ward; so geschah es durch seinen natürlichen gesunden Verstand, der ihn doch nicht völlig verließ, durch seinen fähigen Kopf, der schnell und leicht behielt, durch seine Neuigkeitsliebe, welche ihn immer wieder zum Studiren brachte, wenn er der burschikosen Lustbarkeiten, die ihn davon abhielten, überdrüßig war, und vorzüglich durch sein gutes Geschick, daß ihm Philipp zur Seite blieb, vor dessen wachsamer, kalter Vernunft er sich scheute noch grössere Thorheiten zu begehen. Wenn er aber doch ein ziemlicher Geck ward: so lag hauptsächlich die Schuld daran, daß er mehr Geld zu verzehren hatte, als ihm diente, weshalb er sich gewöhn-

te zu schließen, er könne Zeitlebens so viel Geld ausgeben und so viel Zeit verschwenden, als ihm beliebte, und könne immer seinen Einfällen folgen, ohne zu sorgen, woher die Mittel dazu kämen.

Es scheint in Deutschland bey dem jetzigen Zuschnitte der Universitäten gleichsam mit Fleiß darauf angelegt zu seyn, die reichen Studenten zu Gecken zu machen. Um die Armen bekümmert man sich auf der Universität so wenig, wie in der Welt überhaupt; und überläßt ihnen, Pedanten zu werden, es sey nun brauchbare oder unbrauchbare. Man legt überhaupt eine große Wichtigkeit auf die Studenten. Dahin zielet das Herrenthum, welches ihnen die junge Magd und der Professor beylegt, und das Burschenthum, welches ihnen die ganze Universität beylegt, nebst der Freyheit, ungestraft faul lüderlich und impertinent zu seyn, wenn sie sonst wollen. Unsere guten Vorväter scheinen ausdrücklich Einrichtungen gemacht zu haben, um diese zügellosen jungen Wildfänge aus der großen Kette der bürgerlichen Gesellschaft, für welche sie doch eigentlich sollen erzogen werden, ganz abzuschneiden, und für sich zu isoliren. Sie sind sogar von aller bür-

gerlichen Gerichtsbarkeit ausgenommen, und werden durch Professoren gerichtet, die größtentheils von dem Wohlwollen dieser Wildfänge ihr kümmerliches Auskommen, und, was ihnen als Weisen mehr werth ist, ihren kümmerlichen akademischen Ruhm zu erwarten haben. Den Dünkel, welcher der Wichtigkeit des Studentenstandes ankleben muß, predigt der ganze akademische Esprit de Corps. Der breite Stein, die akademischen Orden, das Kollet, die hohen Hutfedern, sogar die lahmen Gäule worauf die wilden Jünglinge umherstolpern, alles gehet dahin. Ja, wir haben Beyspiele, wenn die Obrigkeit nöthig fand, Gesetze zur Einschränkung des unanständigen Lebens zu geben, verließ die zügellose Jugend in förmlichem Aufruhre wider so weise Anordnungen den Ort, den ihr der Willen ihrer Ältern und Obern zur Erlernung nützlicher Kenntnisse angewiesen hatte. Da ließ sich die Obrigkeit denn herab, Verträge mit den Widerspänstigen zu schließen, und sie, anstatt verdienter Strafen und Verweise, mit sehr unnöthigem Prunke zurückzuholen; und die Lehrer ließen sich herab, zur Freude über die Wiederkehr der widerspänstigen Flüchtlinge, Erleuchtungen anzustel-

len. Es kann also kein Wunder seyn, daß Jünglinge, auf welche mehr Wichtigkeit gelegt wird, als auf sie gelegt werden sollte, von ihrer wahren Bestimmung so leicht abweichen, und anstatt zu brauchbaren Männern zu gedeihen, Gecken werden.

Hauptsächlich giebt es zweyerley Arten von Geckerey, denen die jungen Bewohner der Universitäten gleich endemischen Krankheiten unterworfen sind. Erstlich die Geckerey im gemeinen Leben. Diese Krankheit befällt vorzüglich die reichen und vornehmen Studenten. Ihr könnt — Ausnahmen abgerechnet — beynahe gleich sicher darauf rechnen, daß ein junger Mensch, der auf Universitäten viel Geld zu verzehren hatte, und also im hohen Tone lebte, wie ein beschwerlicher Geck in seine Vaterstadt zurückkommt: als daß derjenige, welcher sich auf Universitäten mit wohlthätigen Stiftungen behalf und fleißig studirte, bey seiner Zurückkunft in Gesellschaft links und ängstlich seyn wird. Es kostet gewöhnlich einige Zeit, bis jener durch guten Umgang so zahm gemacht wird, und dieser dadurch so viel Gewandheit und Geselligkeit erhält, daß sie ein wenig erträglich werden.

Die zweyte Krankheit, denen die Studenten gemeiniglich gegen das Ende ihrer Universitätsjahre und noch lange hernach unterworfen sind, ist die Geckerey in den Wissenschaften. Diese befällt, ohne Rücksicht auf Armuth und Reichthum, nur denjenigen Theil von ihnen, der etwas gelernt hat. Glücklich ist der sehr kleine Theil der reichen und vornehmen Jünglinge zu preisen, der von dieser Krankheit noch kann angegriffen werden! Man muß ihnen dazu Glück wünschen, wie den reichen und vornehmen Alten, die noch Kraft haben das Podagra zu bekommen. Hat ein Student, reich oder arm, etwas gelernt: so ist Zehn gegen Eins zu wetten, er wird eine Zeitlang oder Zeitlebens ein gelehrter Geck seyn, wenn ihm sein gutes Geschick nicht eine besondere Bescheidenheit, oder einen seltenen Bon-Sens verliehen hat. Er ist gemeiniglich zu voll von allerley Wissenschaften, und zu leer von der Hauptwissenschaft, die übrigen richtig anzuwenden. Er weiß so vieles, und weiß es so ganz gewiß; er entscheidet so vieles, und zwar ganz unwiderruflich; und es dauert abermal einige Zeit, bis er zu merken anfängt, daß er viel weniger weiß als er gelernt hat, und daß er noch nicht entscheiden muß, weil ihm noch

sehr viel zu lernen übrig ist, was auf keiner Universität kann gelehret werden. Am öftersten macht die auf Universitäten so gangbare spekulative Philosophie die ehrenvesten Kandidaten bey ihrer Zurückkunft zu den unerträglichsten Gecken, und oft noch zu etwas schlimmern. Es ist einerley, ob ein solcher gelehrter Geck die Philosophie Wolfisch durch Demonstration, oder Kantisch durch Kritik getrieben hat. Alle Arten solcher Philosophie bringen bey jungen Leuten — und einige Philosophen bleiben sehr lange jung! — den Dünkel hervor, alles sicherer als andere zu wissen, machen sie peremptorisch, wenn sie glauben Recht zu behalten, und grämisch, wenn ihnen widersprochen wird. Beide Eigenschaften geben den frühaufgeschossenen Philosophen im Laufe des gemeinen Lebens einen lächerlichen Anstrich bey denen, die solchen Dünkel von der komischen Seite ansehen; und erwecken Widerwillen bey denen, welche Alter, Reichthum, hohe Geburt und wichtige Ämter wohl für so gute Gründe halten, sich nicht widersprechen zu lassen, als einen kategorischen Imperativ, zumal wenn er in dem imperativen Lehrertone vorgebracht wird, der kaum auf dem Katheder schicklich, im Weltumgange aber ganz unerträglich ist.

## Achter Abschnitt.

### Anselm studirt gründlich bis zu seiner Doktorpromotion.

Unser guter runder Anselm, nachdem er drey Jahre auf Universitäten gewesen war, hatte alle Anlage, Geckereyen mancherley Art mit nach Hause zu bringen. Nicht leicht hat eine Universität auf die Aufführung und Lebensart der Studenten auch nur eine Art von Aufsicht, so wenig auf ihr Studiren als auf die Anwendung ihrer Zeit. Beides ist gänzlich dem Gutdünken der jungen Leute überlassen. Nun kann der geneigte Leser leicht erachten, daß Anselm, der sich schon in seines Vaters Hause herausgenommen hatte, nach eigner Willkühr zu leben, hier nicht anders werde gelebt haben; und daß seine Klugheit, auf die er sich von seiner ersten Jugend an so viel zu Gute that, ihn werde überredet haben, daß seine Willkühr, in der Anwendung seiner Zeit und in seinen Beschäftigungen, jederzeit die klügste Wahl getroffen habe.

Er hatte von Jugend auf gern gethan was seinem Herzen gelüstete; und nun, da er ein gelehrter Mann werden wollte, kam ihm die Lust an, alles zu treiben, was auf Universitäten gelehrt wird: freylich am wenigsten die Arzneykunde, welche zu erlernen er eigentlich dahin geschickt war. Daß dieß seyn Zweck seyn sollte und daß er überhaupt einen Zweck hatte, fiel ihm gar nicht bey; sondern ein Tag führte zufällig die Beschäftigung oder den Müssiggang des folgenden heran. Aber Gelehrsamkeit war ihm auch nur eine Nebensache. Er hatte mehr Geld in der Tasche, als er je zusammen gehabt hatte, und gleich das erste Vierteljahr brachte ihm die Erfahrung, daß ein zärtlicher Bittbrief an seine Mutter dessen noch mehr herbeyschaffte. Er ging also nun darauf aus, sein Leben recht zu genießen, und der ganzen Universität zu zeigen, was der runde Anselm für ein Kerlchen sey. Er war beflissen, sich hauptsächlich nur zu den vornehmen und reichen Studenten zu halten, und es ihnen in allem gleich, ja wo möglich noch zuvorzuthun. Er wurde die Seele aller ihrer Kotterieen, aller Lustpartieen nach Weende und aller kostbaren Reisen nach Kassel, und wo ein schönes

Mäd-

Mädchen wohnte, da ging er täglich wohl viermal vor dem Fenster vorbey.

Freylich mußte dabey viel Zeit verloren gehen; doch kann man nicht sagen, daß unser dickes Männchen seine Studien ganz verabsäumt hätte; denn er hörte sogar medicinische Kollegien, oder bezahlte sie doch wenigstens. Dabey trieb er vorzüglich die ritterlichen Übungen des Fechtens, Reitens und Tanzens, so wie es einem reichen Studenten gebührt. Ja er lernte noch dazu ziemlich vernehmlich auf der Geige kratzen, weil er gern einigen Edelleuten nacheifern wollte, welche zu dem wöchentlichen Koncerte eines in ganz Deutschland verehrten Mannes gebeten wurden. Aber am fleissigsten besuchte er die Kollegien über alle Theile der spekulativen Philosophie, besonders über die Ontologie, Kosmologie und über alles, was jenseit des menschlichen Verstandes liegt, worüber in den Kollegien der Professoren der Philosophie bekanntlich die sichersten Nachrichten zu erhalten sind. Hieraus machte er wirklich ein ernsthaftes Studium, und war nicht bloß mit den Sätzen seiner Lehrer zufrieden, sondern überließ sich sehr bald seinem eigenen Nachsinnen. Er fand einen Lehrer der Welt-

weisheit, welcher der damals schon in Abnahme gerathenden Wolfischen Philosophie noch sehr ergeben war. Dieser machte ihn mit den Geheimnissen der demonstrativischmathematischen Methode bekannt, welche von ihm sogleich angewendet ward. Denn da Anselmuccio seinen Einsichten viel zutraute, so traute er sich auch zu, ergründen zu können wie es mit Gott und dem Universum beschaffen sey; und wenn ers mathematisch demonstrirt hatte, so hielt ers für ergründet. Fand er nun einen andern philosophischen Anfänger der eben so tief dachte, und eben so weit ins Blaue hinaus sah wie er selbst: so flogen die Atqui und Ergo Stunden lang, bis beide heiser waren, und dennoch verharrte gemeiniglich jeder auf seiner Meinung. War Anselmuccio aber in solchem philosophischen Paroxysmus allein, so vertiefte er sich oft Tage lang in Spekulationen über Substanzen und Accidenzen, Welt, Kraft und was dahin gehört, so daß ihn nichts herausziehen konnte, als der Anblick eines neuen schönen Gesichts. Dieß ging freylich bey ihm noch über die Ontologie. Fanden sich ein paar heitere schwarze oder schmachtende blaue Augen, die ihn holdselig anblickten, oder ein schöner Mund der ihn freund-

lich anlächelte, so war Anselmino gleich sterblich verliebt, und Substanz, Kraft und Universum waren vergessen. Nun sah er wieder um sich her; nun sah er das Gras und die Blumen und die Bäume; nun flossen holde Liebeslieder aus seinem Gehirne. Dieß dauerte, bis wieder entweder das Universum oder ein Ritt nach Weende das schöne Gesicht auslöschte, oder bis es über ein noch schöneres vergessen ward. Indeß that das Andenken an Sophiens griechisches Gesicht den Göttingischen Schönen bey ihm sehr viel Abbruch. Es stellte sich ihm aufs lebhafteste dar, wenn Sophie entweder unter die Briefe seiner Mutter ein paar freundliche Worte schrieb, oder ihm zu seinem Geburtstage ein Angebinde schickte. Dann war er gleich mit seiner ganzen Seele zu Baals im väterlichen Hause; und vergessen waren Kollegien, Disputationen, Lustritte und Kasselsche Reise, bis er sich nach und nach wieder an eines nach dem andern erinnerte. Alsdann holte ers aber auch nach; und besonders die Lustritte und Freudengelage hatten mit verdoppeltem Eifer ihren Fortgang.

Daß diese Lebensart ordentlich gewesen wäre, glaubte niemand ausser ihm selbst: denn un-

ser dicker junger Mann hatte ein so zartes Gewissen, daß er oft über seine Lebensart mit sich Rechnung hielt, und fand, sie sey noch recht gut. Sein getreuer Philipp war freylich, so wie alle Professoren und ordentliche Studenten, anderer Meinung und hielt ihm oft eine Strafpredigt. Da hatte er aber immer so viel zu seiner Entschuldigung anzuführen, und wußte sich sehr damit, daß er, seiner Meinung nach, nichts eigentliches Böses that, und manche schlimme Dinge unterließ, die er an andern sah, aber woran er kein Vergnügen fand. Er betrank sich nicht, er betrog nicht, er hielt sich nicht eigentlich zu den Gesellschaften die man die lüderlichen nennt, obgleich die lustigen oft sehr nahe daran gränzen. Schulden machte er auch nicht, denn sein Vater schickte ihm so viel Geld als er verschwendete. Er that niemand etwas zu Leide, war vielmehr gutherzig und mitleidig, half seinen Freunden gern, und geizte dabey gar nicht mit seines Vaters Gelde. Er behauptete, fleißig zu studiren, Philipp mochte sagen was er wollte. In der That ging er in die Kollegien, wenn er sonst nichts Nothwendiges zu thun hatte, und hielt sich noch dazu für baares Geld ei-

nen fleißigen Studenten, welcher mit ihm diejenigen repetiren mußte, welche er versäumte.

So lange Anselmino gutes Muths war, kam Philipp niemals vor ihm zu Worte. Hatte er aber etwa einmal zu lange bis gegen Morgen geschwärmt, oder in einer mondhellen Nacht auf dem Felde auf Verse für seine Sophie gesonnen und sich dabey erkältet, oder stieß ihm sonst eine kleine Unpäßlichkeit zu, wovon er, weil er sich und sein Leben liebte, immer sehr üble Folgen befürchtete; so war er gleich ziemlich kleinlaut, und sodann der moralischen Ermahnungen etwas empfänglicher. Alsdann gelang es Philipp's gesunder Vernunft wohl einmal ihn zu überweisen, daß er seine Zeit nicht gehörig anwende. Alsdann überfiel ihn eine bittere Reue, und die Reue selbst entflammte seine Einbildungskraft. Er sah dann seinen bisherigen Müßiggang lebhaft vor Augen, er nahm sich vor, die verlorne Zeit zu ersetzen, und noch mehr nachzulernen, als er könnte versäumt haben. Er verdoppelte die Stunden zur Repetition; ja ihm fielen noch einige Wissenschaften und Sprachen ein, die er gleichfalls lernen sollte. Er fing an, neue Kollegien darüber zu hören, und kaufte eine

große Menge Bücher zusammen, in welchen er alles was ihm fehlte noch nachstudiren wollte. Die Kollegien wurden einige Stunden angehört. Die Bücher wurden alle auf Einmal ohne Ordnung gelesen. Bald verstand er sie nicht, bald ward ers überdrüssig und warf sie in einen Winkel. Niemand hatte Nutzen dabey, als der Buchhändler, der die ungelesenen Bücher verkaufte; der Professor, der die ungehörten Kollegien bezahlt bekam; der Student, der an Anselms statt in die Kollegien ging, und ihm zu Hause, wenns die übrigen Zerstreuungen erlaubten, wieder einen Theil davon, so gut er konnte, vorsagte; und der fleißige Philipp, der diese Wiederholungen aufmerksam anhörte, und von den Büchern diejenigen, die seine Fähigkeiten nicht überschritten, mit Ordnung und Nachdenken las.

Für Anselm war es vermuthlich noch ein Glück, daß er des größten Theils der Dinge, die ihm einfiel lernen zu wollen, bald überdrüssig ward. Er bekam bey dieser selbsterdachten Art zu studiren eine Menge unordentlicher, unentwickelter Ideen untereinander in den Kopf, die ihn weder klug noch froh machten. Seine Kenntnisse wurden verwirrt, sein

Dünkel genährt, und sein Geist ohne Zweck immer mehr angespannt. Da er wechselsweise entweder in der idealischen Welt der Spekulation oder in der idealischen Welt der Imagination lebte, in der wirklichen Welt aber bloß zum Genusse zu seyn glaubte: so ist leicht zu erachten, daß er gar nicht daran dachte, dasjenige zu studiren, was ihm etwa in der wirklichen Welt einmal nützlich seyn konnte.

Eine von den Begebenheiten, welche ihn von Zeit zu Zeit aus seinem Taumel weckten, war die Nachricht von dem Tode seines Oheims George, und kurz darauf von dem Tode seiner Mutter. Er ward dadurch aufs Äußerste gerührt, seine unordentlich angespannte Einbildungskraft sank durch die Wahrheit seiner Betrübniß nieder, und machte den besten Entschlüssen Platz, ordentlich zu leben und zweckmäßig zu handeln. Dergleichen Entschlüsse faßte er sehr oft; nur dauerten sie gewöhnlich gar nicht lange. Es möchte überhaupt die Zeit, wo er wirklich das that weßhalb er eigentlich auf der Universität seyn sollte, in Allem ungefähr auf den zehnten Theil der Zeit seines dortigen Aufenthalts, oder wenn man es so genau nicht nehmen will, etwa auf den achten Theil zu rechnen seyn.

Indeß, so zwecklos auch sein Studiren gewesen war, erhielt er doch am Ende seiner akademischen Laufbahn den letzten Zweck, weßhalb ein jeder junger Arzneygelehrter auf die Universität geht. Sein Vater, der während der drey Jahre so manchen Posten Geld an ihn zu übersenden hatte, wann ers am wenigsten dachte, sparte es nun am Ende nicht, da es das Letzte seyn sollte. Er übersandte so reichliche Summen, daß für unsern Anselm eine ansehnliche Doktordisputation gedruckt ward, mit schönen, ich weiß nicht, myologischen, oder nevrologischen, oder angiologischen Kupferstichen geziert. Auch waren Schrift und Stich unfehlbar des Doktorands Anselmuccio Eigenthum zu nennen, da sein Vater beide bezahlt hatte. Das Latein, das Einzige was er auf der Schule gelernt hatte, und die Disputirkrätze — ein natürliches Symptom der Überladung junger Leute mit spekulativer Weisheit, und ansteckend wie irgend eine andere Krätze — halfen ihm diese schöne Disputation vertheidigen, das heißt, kein Wort schuldig bleiben, sondern geschwinder schwatzen und lauter schreyen als seine Opponenten; so daß alles zu seiner großen Ehre abging.

Nicht völlig so ehrenvoll war sein Examen zum Doktorate gewesen; denn da hatten die Herren Examinatoren sehr viel mehr gesprochen, als er. Indeß die Arzneykunde ist eine menschenfreundliche Wissenschaft, und daher sind auch die Herren der Fakultät, wenn es nöthig ist, gegen die Examinanden menschenfreundlich gesinnt. Es ging also auch hier alles gut, und wirklich bekam das Examen unserm Anselm besser, als der Doktorschmaus. Nachdem jenes geendigt und das Attest darüber unter dem Siegel der Fakultät ausgefertigt worden, war ihm das Herz leicht: weil nun die größeste Schwierigkeit gehoben war, die ihn hätte hindern können, ungesäumt das Doktordiplom zu erhalten, und mit ihm die Erlaubniß jeden zu tödten, der nicht auf seine gegebenen Mittel von Natur gesund werden wollte. Das Disputiren hatte ihm doch auch einige Sorgen gemacht; und er überließ sich daher auf dem Doktorschmause seiner Freude so sehr, daß er sich eine heftige Indigestion zuzog. Er wollte nun seine eben erlangte Erlaubniß zu kuriren ganz unparteyisch zuerst an sich selbst ausüben. Dieß wäre aber bald sehr übel abgelaufen. Wäre

es bey Doktor Anselms eigner Verordnung geblieben, so wären wir der Mühe überhoben worden, seine Geschichte weiter zu beschreiben. Aber der Dechant der Universität hatte Ursache, mit dem jungen Doktor so wohl zufrieden zu seyn, daß er sich seiner auf dem Krankenbette eben so treulich annahm, als bey der Dissertation und beym Examen. Und so wird jeder einsehen, daß wenn auch Meister Anton wegen der Doktorpromotion seines einzigen Sohnes große Kosten hatte, sie doch nicht übel angewendet waren, da diese Promotion Gelegenheit gab, diesem einzigen Sohne das Leben zu retten.

## Neunter Abschnitt.

### Doktor Anselms Rückkehr nach Hause, und was er da that und nicht that.

Nachdem alles zu Göttingen war bezahlt worden, was auszugeben nöthig war, das Unnöthige mit eingeschlossen, reiseten nun Doktor Anselm, seine Disputation und sein Doktordiplom nach Baals zurück. Er selbst näherte sich froh dem väterlichen Hause, nach seiner eignen Empfindung abmessend wie seine Doktorschaft dort würde empfangen werden. Auch freute sich über ihn alles im Hause und in der Nachbarschaft. Er war jetzt ein recht hübsches Kerlchen geworden, mit runden frischen Wangen, mit wohlgenährtem Bauche, netten Waden, nach der Mode gekleidet, obendrein noch Doktor, witzig und gelehrt, und künftig reich. Das alles wußte er, und ließ merken, daß ers wußte. Er ward allenthalben bemerkt, und wollte bemerkt werden. Er zeigte seine hübsche runde Figur allenthalben, und schwatzte viel; aber freylich — t h a t er nichts. Dieß ist Leuten vom Temperamente unsers dik-

ken Mannes ziemlich gewöhnlich; denn sie lieben, was wenig Mühe kostet. Nun ists aber offenbar, daß es viel leichter ist, klug zu schwatzen, als etwas Kluges zu thun; daher auch die, welche sehr weise sprechen, wenn sie handeln wollen, oft viel von der guten Meinung verlieren die sie durchs Sprechen erworben haben. Und dieß widerfährt nicht allein dikken und runden Leuten, wie unser guter Anselm war; sondern auch langen und hagern, ohne Unterschied der Statur und Gesichtsfarbe, ohne Unterschied, ob sie braune, oder gelbe, oder schwarze, oder rothe, oder graue Haare, oder Knotenperücken tragen.

Wenn wir sagen, daß Doktor Auselm nichts that: so soll dieß nicht so verstanden werden, als wäre er ganz unthätig gewesen; denn Unthätigkeit widersprach seinem Charakter, der so lebhaft war, als sein Körper feist. Nur that er gerade nicht das, was er eigentlich hätte thun sollen, welches freylich auf gewisse Weise schlimmer war, als ob er gar nichts gethan hätte.

Er hatte vielerley zu thun. Er hatte sich selbst zu zeigen und sein liebes Ich geltend zu machen; ein weitläuftiges Geschäft, womit

manche Menschen ihr ganzes Leben zubringen. Er hatte schöne Gesichter anzuschauen, und respektive ihnen nachzulaufen. Wir sagen: nachzulaufen; denn es ward ihm nun nicht mehr so leicht gemacht, dieser seiner Hauptbeschäftigung in seinem eignen Hause obliegen zu können. Sophie war in den drey Jahren herangewachsen, ein sehr liebenswürdiges und in Mancher Augen fast vollkommenes Frauenzimmer geworden. Sie war vernünftig, sittsam, gutmüthig, unterhaltend, freundschaftlich, wirthlich, in einem noch höhern Grade wie vorher; und was mehr war, ihre Zuneigung zu Doktor Anselm hatte merklich zugenommen. Nur in ein paar Nebendingen hatte sie sich freylich geändert. Die Blattern hatten ihr schönes Gesicht verstellt, und sie hatte durch einen unglücklichen Fall die linke Schulter verrenkt, wodurch ihr schöner Wuchs etwas weniges gelitten hatte. Unser dicker Mann, der selbst wußte wie schön er war, ergab sich auch nur der vollkommenen Schönheit; und obgleich Sophiens schöne Locken und schöne Augen noch schöner waren wie vorher, so konnten sie ihn doch nicht mehr rühren, da Nase und Wangen sich verändert hatten; und die herrlichen Eigenschaften ihres Geistes übersah er ganz.

Er ward, wir müssen es mit Betrübniß sagen, täglich kälter gegen die geliebte Gespielinn seiner Jugend. Sie bemerkte dieß zwar, hielt aber die Zuneigung zu ihm, die bey ihr unverändert blieb, in ihrem Herzen verborgen, und begegnete ihm immer noch mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit und Güte. Dieß hatte aber nicht die vorherige Wirkung auf den sinnlichen Anselm, dessen Zuneigung sie nur durch ihr schönes Gesicht und ihren schlanken Wuchs gewonnen hatte. Die Folge dieser Veränderung zeigte sich in Kurzem deutlich genug. Ein Kaufmann aus Limnich an der Roer, der seit mehrern Jahren aus Meister Antons Manufaktur Tücher kaufte, hatte Sophien wie eine Tochter im Hause bemerkt, wenn er alle halbe Jahr der Abrechnung wegen nach Vaals kam. Ihre Schönheit und selbst ihre Geistesfähigkeiten waren ihm wenig werth; aber ihre Wirthlichkeit und die Hoffnung auf künftiges Vermögen bestimmten ihn, bey Meister Anton um dieselbe anzuhalten. Dieser hatte schon längst im Stillen den Gedanken gehegt, sie zur Gattinn seines Sohnes aufzubewahren. Er urtheilte, ihre Sanftmuth, ihre zutrauliche Anhänglichkeit könne sei-

nes Sohnes wild umherschweifendes Feuer mäßigen, und ihn zu dem machen, was er noch nicht hatte werden wollen, zu einem gesetzten und brauchbaren Manne. Die beiderseitige Zuneigung war dem aufmerksamen Vater nicht unbemerkt geblieben, und er hatte darauf seine Hoffnung gegründet. Er that den letzten Schritt, den Antrag des Kaufmanns seinem Sohne zu eröffnen, um seine Meinung zu hören. Dieser war thöricht genug, kurzweg zu sagen: »Sophie sey nicht mehr schön, und er »könne nur ein schönes und wohlgewachsenes »Mädchen lieben.« Der Vater zuckte die Achseln, und that ihm vernünftige Vorstellungen, die aber bey einem so leichtsinnigen Jünglinge ohne Frucht blieben. Dieß schmerzte den guten Vater um so viel mehr, da sich Sophiens geheime Zuneigung durch ihre Thränen offenbarte. Meister Anton stellte ihr aber vor, er sey alt und schwach, und sie werde nach seinem Tode keinen Anhalt haben. Er stattete sie aus, wie eine eigene Tochter; und sie nahm aus Überlegung die Versorgung mit einem Manne an den sie nicht liebte, der bloß ein wirksamer Kaufmann und übrigens ein trockener seelenloser Gatte war. Anselm sah sie mit

einer Art von Zufriedenheit sein väterliches Haus verlassen; denn er fand sich erleichtert, weil ihr trüber Blick, den er verstand, ihm ein stiller Vorwurf war. Er hatte eine zu richtige Empfindung, um nicht zu fühlen daß er Unrecht that; aber bisher hatte er noch nie Energie genug gehabt, um jemals ein Unrecht wirklich zu verbessern. Es entfielen ihm, als sie zum Altare ging, unwillkürlich einige Thränen, welche ihm sagten was er verlor. Aber sein Leichtsinn erstickte, wie sonst oft, die innere Stimme die ihm Wahrheit sagte, durch vermehrte Zerstreuungen und Vergnügungen. Es waren in der Gegend so viele schöne schlankgewachsene Mädchen mit blitzenden Augen und frischen Wangen, daß unser dicker Mann genug zu thun hatte, um sich herumzusehen und sich zu verlieben. Daß dabey viel Verse zu machen, viel Spazierritte und Spazierfahrten zu thun, viel Puder zu verstäuben und viel Riechwasser zu verspritzen gewesen seyn werde, ist leicht zu erachten. Wenn man nun hinzurechnet, daß er nicht nur bey den Mädchen seine Schönheit und angenehme Rundheit zu zeigen, sondern auch bey Männern seine Weisheit geltend zu machen hatte, indem er über

Jedes sprach, Jedem widersprach, und viel ältere und klügere Leute so ämsig belehrte, daß ihm nicht einmal Zeit blieb ihre Gegengründe zu hören; so wird man freylich zugeben, unser dicker Mann sey ein ziemlicher Geck, aber auch einsehen, ob er gleich wirklich nichts that, sey er dennoch sehr beschäftigt gewesen.

Seine Beschäftigungen wurden noch vermehrt, weil er nun anfing, Plane für sein künftiges Leben zu machen. Sophiens Verheurathung, welche auf ihn stark wirkte, hatte in ihm die Idee vom Ehestande lebhaft erweckt; und einer jeden neuen Idee in Gedanken nachzujagen, war sein Lieblingsgeschäft. Jetzt war es die Idee vom häuslichen Glücke, welches er sich mit den schönsten Farben ausmalte. Jedes hübsche Mädchen, besonders wenn es ihn ein paarmal freundlich anlächelte, sah er schon als seine Frau; und sofort sah er auch die lieben Anselmini und Anselmucci, die aus dieser Ehe entstehen würden, um sich herumspringen, Und dann war er so selig, indem er diese Plane häuslichen Glücks für sein künftiges Leben machte, oft auf mehr als dreyßig Jahre hinaus, einen immer schöner, als den andern. Freylich an die Mittel, diese Pla-

ne auszuführen, dachte er nicht; denn es konnte ja einem Manne wie ihm unmöglich fehlen, daß alles in der Welt so ginge, wie er's haben wollte.

Ob nun gleich nicht zu leugnen ist, daß unser dicker Mann ein ziemlicher Geck geworden war; so würde er doch vollends ein ganz unerträglicher Geck gewesen seyn, wenn er nicht nebst vieler Gutmüthigkeit eine gewisse Portion gesunde Vernunft oder Mutterwitz, wenn man es so nennen will, besessen hätte. Die gesunde Vernunft ist wie ein Kompaß, dessen Nadel oft deklinirt und inklinirt; aber dennoch allein anzeigt, welche Segel man aufsetzen und wohin man das Steuerruder drehen muß, um auf dem stürmischen Meere des Weltlebens sicher nach dem bestimmten Orte zu fahren. Schlimm war es allerdings, daß unserm dicken Jünglinge seine gesunde Vernunft, die ihn so gut auf den rechten Weg hätte leiten können, den er zu gehen hatte, gewöhnlich erst den falschen Weg bemerklich machte, wann er sich schon verirrt hatte, und ihn oft schon wieder verließ, ehe er sich ganz wieder zurecht finden konnte.

Diese gesunde Vernunft, deren unser dicker Mann mehr benöthigt war, als er selbst fühlte, schlummerte bey ihm gemeiniglich. Es war

für ihn ein großer Schaden, daß er so früh seine Mutter verloren hatte, deren sanfte Erinnerungen ihn auf einen bessern Weg hätten führen können, und seinen Oheim Georg, der alle Unordnungen mit Ernst würde gerügt haben. Meister Anton war allzustill, und allzugewohnt sein Hauswesen durch seine Frau und durch seinen Bruder regieren zu lassen, und sich selbst bloß um seine Manufakturgeschäfte mit Ernst zu bekümmern. Er sah seines Sohnes sorglose und unordentliche Lebensart zwar mit Betrübniß an; wußte derselben aber nichts, als einige gelegentliche Klagen und Ermahnungen entgegenzusetzen, die des Vaters Betrübniß verriethen; aber gegen den heftigen Stoß jugendlichen Leichtsinns wenig vermochten. Also war Anselm seiner eigenen Sorglosigkeit überlassen, und seine gesunde Vernunft ward nur noch zuweilen durch Philipps Vorstellungen aus ihrem Schlafe erweckt.

Philipp hatte schon lange nichts mehr mit Anselms Haaren zu thun; denn bereits in den ersten Universitätswochen hatte Anselm sehr nöthig gefunden, seine Haare täglich von einem besondern Friseur Vormittags in schöne Unordnung und Nachmittags in modische Ord-

nung bringen zu lassen. Eben so wenig hatte sich Philipp um Anselms Kleidung und übrige Sachen mehr zu bekümmern; denn zu eben der Zeit war schon ein besonderer Bedienter angenommen worden, der mit nach Baals gekommen war, und welchen Meister Anton nicht das Herz hatte abzudanken. Philipp war mehr der Freund und Vertraute seines gewesenen Herrn, der sich mit diesem so nützlichen Freunde weniger durch Wahl oder Überlegung vereinigte, als durch das Bedürfniß seiner natürlichen Schwatzhaftigkeit, jemand haben zu müssen dem er seine Gedanken mittheile.

Philipp nahm einst Gelegenheit, dem muthigen Anselm sein Herumschwärmen und seinen zwecklosen Müßiggang vorzuhalten; aber ohne Erfolg. Anselm rief:

»Ich genieße meine Jugend! Was wäre »denn das ganze Leben werth, wenn man »nicht glücklich lebte, das heißt, wenn man »das Leben nicht genösse!» — Philipp erwiederte:

»Ich habe mein Leben auch genossen, ob»gleich arm. Ich bin dankbar, zufrieden, froh »gewesen. Das scheint mir der schönste Le»bensgenuß!»

»Ich bin beständig froh und zufrieden« —

»Und auch immer dankbar? Denk' an dei-
»nen Vater, denk' an Sophien! Kann der zu-
»frieden seyn, der Ursache ist, daß um ihn
»Thränen fließen?« —

»Hm! Wie du nun redest! Mein Vater
»weiß nicht, was er will; das hab' ich ihm
»bewiesen. Sophie ist glücklich verheurathet;
»sie wird um mich keine Thräne fallen lassen.»

»Sie wird sie abtrocknen, weil es nun ih-
»re Pflicht gebeut.» —

»Nu! Sittenprediger; und wenn ich Ur-
»sache bin, daß sie ihre Pflicht thut, was willst
»Du mehr von mir?»

»Daß du dich erinnerst, du habest auch
»Pflichten auf dir. Glaubst du, daß dein
»zweckloses Herumschweifen, daß der beständige
»Müßiggang, in dem du nun fast ein Jahr
»fortschlenderst, mit deinen Pflichten gegen die
»menschliche Gesellschaft bestehen kann?»

»Was geht mich die menschliche Gesellschaft
»an; ich mag nichts daraus, als die Gesell-
»schaft hübscher Mädchen, um mit ihnen mein
»Leben froh zu genießen.»

»So! wie würde es mit der menschlichen
»Gesellschaft stehen, wenn keiner arbeiten und
»jeder nur genießen wollte? Ich habe gearbei-
»tet, und dabey fand ich mich glücklich.»

»Wer sagt denn, daß Niemand arbeiten »soll? Arbeite du immer fort! Wenn aber der »glücklich seyn kann, welcher arbeitet: so ist »der, welcher Andere für sich kann arbeiten »lassen, doppelt glücklich!»

»Vielleicht nicht! Ich habe zu Göttingen »einmal den Spruch des Plato gehört: Die »Götter verkaufen dem Menschen Vergnügen »um Arbeit.»

»Ich bin der Götter gehorsamer Diener! »Mein Handel ist anders. Ich kaufe Ver»gnügen um Vergnügen.»

»Das hieße Geld um Geld kaufen; das »würde kein Handel werden.» —

»Ey! der vorzüglichste! Wechselhandel! »Gold um Gold, Dukaten um goldene Ry»der! Ich acceptire Vergnügen auf die Augen »hübscher Mädchen in Burscheid, und prävalire »mich a vista auf englische Tänze in Aachen.»

»Nimm dich nur in Acht, daß du nicht den »Kurs falsch berechnest, daß du nicht Gold ge»gen Scheidemünze eintauschest, oder gar an »Ehre und gutem Herzen verlierst.»

»Wie du nun reden kannst, Philipp! »Hältst du mich denn für unklug oder für »unehrlich? Du weißt, ich thue nichts Böses. »Ich gehe in keine schlechte Gesellschaft. Ich

»suche nur mein Leben zu genießen, so viel »ich kann, und ich kann es.»

»Aber denkst du nicht, wenn du in beständi-»ger Zerstreuung mit deinem bisherigen Leicht-»sinne herumschwärmst, daß du immer sorglo-»ser werden, nach und nach immer weniger edel »handeln, und endlich in schlechte Gesellschaf-»ten gerathen wirst? Da wirst du dann Ver-»gnügen erhandeln wollen, und wirst Mißver-»gnügen einwechseln.»

»Da müßte ich ja meine Klugheit verlo-»ren haben! Wie sollt' ich in schlechte Gesell-»schaften kommen? Ich betrinke mich nicht, ich »spiele nicht, verabscheue schlechtes Gesindel, »liebe nur, was schön ist und edel und em-»pfindungsvoll. Schlechte Leute will ich mir »wohl abwehren. Ich genieße mein Leben, »weil sonst das Leben nichts werth ist. Es »bleibt bey meinem Handel: Vergnügen um »Vergnügen, und noch Vergnügen zugegeben. »Bleib du bey den Göttern des Plato; ich »werde acht Tage in Aachen bleiben, wo ich »am Sonntage auf dem Balle ein göttliches »Mädchen gesehen habe; die muß ich näher »kennen lernen, und wissen, wer sie ist, dann »will ichs dir wieder erzählen.»

## Zehnter Abschnitt.

### Doktor Anselms Eifer, die Arzneygelahrtheit zu praktisiren.

Unser dicker Mann hielt sein Wort. Er blieb acht Tage in Aachen, er betrank sich nicht, er spielte nicht; aber er verliebte sich in eine Vettel, die ihn mit witzigem und empfindsamen Schnickschnack ankörnte, und bey welcher er zwey lange breitschultrige aber ganz artige Leute fand, voller Witz und lustiger Laune. Sie machten ein Gastmahl zusammen. Da ward freylich gegessen und getrunken: aber nicht bis zum Betrinken; sondern nur um guter Dinge zu werden. Nun ward ein Spiel vorgeschlagen; aber Anselms Klugheit warf dieß weit weg. Indeß sah er zu, wie Andere spielten. Es ward aufs Spielen gewettet. Wie es zuging, daß Anselm mitwettete, und noch mehr, wie er so schnell eine beträchtliche Summe verlor, wissen wir nicht, da er's sich selbst nicht recht erinnern konnte. Was er sich deutlich erinnerte, war, daß er glaubte, geprellt zu seyn, daß er dieß merken ließ, und daß ihn

darauf die beiden breitschultrigen Herren etwas unsanft zur Thüre hinaus — und die Treppe hinunter schafften.

Es ist offenbar, daß hiebey gegen die Klugheit unsers dicken jungen Mannes nichts einzuwenden war; denn wer konnte so etwas voraussehen? Auch war wider seinen Muth nichts einzuwenden, denn es waren Zwey gegen Einen. Aber der strenge Philipp sagte doch: »Freund, hast du nicht Mißvergnügen für Ver»gnügen eingewechselt; und wär' es nicht bes»ser, Vergnügen für Arbeit zu kaufen?«

Die Wahrheit dieses Spruchs fiel nun unserm dicken Manne um so mehr auf, je stärker das ihm ganz unvermuthete Mißvergnügen auf ihn wirkte. Seine Einbildungskraft ward entflammt, durch die Vorstellung der neuen Art des Vergnügens sich nützlich zu beschäftigen; und nun opferte er zwey Tage lang alle seine Gedanken den Göttern des Plato. Er war mit Ernste bedacht, sich der Ausübung der Medicin zu widmen, um sich dadurch ein neues Vergnügen zu schaffen. Damit er sich nun aufs geschwindeste in Praxis setzen möchte, fing er plötzlich an, alle kranke Armen in der Gegend zu besuchen und umsonst zu kuriren. Da er gleich

Anfangs das Vergnügen hatte, daß einige gesund wurden; so ergab er sich dieser menschenfreundlichen Beschäftigung mit verdoppeltem Eifer. Vom Morgen bis an den Abend war er und sein Karriol unterwegs, um in die Wohnungen des Mangels und des Elendes Hülfe zu bringen. Ob ihn dazu bloß seine Menschenfreundlichkeit und Gutherzigkeit, zwey ihm angeborne Temperamentstugenden, so sehr antrieben, oder ob die Begierde sich geltend zu machen, eine ihm ebenfalls angeborne Temperamentsthorheit, einen beträchtlichen Antheil daran gehabt habe: möchte eine weitläuftige Untersuchung erfordern, die um so unnützer seyn würde, da wir der Wahrheit zur Steuer berichten müssen, daß etwa nach einem Monate dieser Eifer ziemlich nachließ. Einige arme Kranke starben; andere waren unfolgsam und nahmen seine Arzney nicht. Die Unreinlichkeit ihrer Hütten ward ihm ekelhaft; und weil er, wie wir beyläufig bemerken müssen, noch die Temperamentseigenschaft der Bequemlichkeit in hohem Grade besaß; so fand er es bald sehr lästig, zu allen Zeiten des Tages und in aller Witterung in seinen menschenfreundlichen Geschäften auf den Landstra-

ßen herumzurollen. Er gab zwar ferner den Armen guten Rath und Arzney, wenn sie sich bey ihm meldeten; aber seine Krankenbesuche wurden seltener, und hörten endlich gar auf. Ja zuweilen, wenn ihm ein Rath wegen eines armen Kranken abgefordert ward, und er gerade ein neues schönes Gesicht erblickt, oder sonst etwas Neues im Sinn hatte, es sey nun eine heitere Romanze oder eine tiefsinnige Betrachtung über Substanzen und Accidenzen: so antwortete er zerstreut und kurz; und wer weiß, ob er nicht zuweilen radix Chinae mag verschrieben haben, wo er cortex Chinae hatte verschreiben wollen. Das Beste ist, daß der Schaden für die Kranken so groß nicht kann gewesen seyn; denn arme Leute werden gemeiniglich gesund, wenn sie nur Arzney nehmen, sey es welche es wolle; so wie reiche Leute die arm am Geiste sind, oft schon dadurch gesund werden, wenn sie den Arzt nur sehen, und ihre ganz besonderen ganz unerhörten Krankheiten ihm nur klagen können.

Meister Anton, der mit stillem Vergnügen bemerkt hatte, daß sein Sohn anfing, sich mit Ernste auf etwas zu legen, und der daher das Geld für die Arzneyen, welche die Kranken

bekamen, mit doppeltem Vergnügen gegeben hatte, sah mit Betrübniß, daß er in Kurzem diesen Anfang von Beschäftigung wieder verließ, und in seine gewohnte verkehrte und zerstreute Lebensart fiel. Er sah ein, dieß sey nicht der Weg, auf dem sich sein Sohn zu einem brauchbaren Manne bilden könne. So wenig auch Sprechen seine Sache war: so konnte er doch nicht umhin, ihm darüber einen Wink zu geben. Einst sagte er zu seinem Anselm:

»Du hast nun so lange studirt, mein Sohn; »und ich denke nach, was du bist! Mich dünkt: »Nichts! Wisse aber, lieber Sohn: Aus Nichts »wird Nichts.»

Anselm rief mit Heftigkeit aus: »Wie? ich »wäre Nichts? Bin ich nicht Doktor der Arz»neygelahrtheit?« —

»Ja, das hat mein Beutel empfunden! »Aber die Kranken wissen von deiner Doktor»schaft so viel als Nichts.»

»Aber rechnen Sie denn für Nichts, daß ich »so viele Wissenschaften studirt habe, und mich »der Philosophie ergebe, und die Ontologie »und die Psychologie studire?» —

»Ich weiß nicht, was das ist, und für »wen du das studirst.»

»Für mich selbst! Ich habe mich selbst und
»meine Seele kennen lernen, und täglich ent-
»decke ich neue Kräfte in derselben!» —

»Du weißt also viel von dir selbst, oder
»dünkst dich viel zu wissen; und doch scheint
»es mir, wenn du dich selbst kenntest, so wür-
»dest du anders handeln, als du handelst.
»Doch wisse immer von dir selbst, so viel du
»willst. Es ist auch nöthig, daß du weißt
»was dich andere Leute angehn, damit du in
»der Welt fortkommst, und auch andern nütz-
»lich wirst.»

»Ich denke zuerst an mich; und das mag
»jeder thun! Was gehn mich die Andern an?»

»Auch ich nichts?»

»Lieber Vater, das will ich nicht sagen —
»Sie wissen ja wohl — ich liebe Sie — aber ...

»Aber siehe nun, mein Sohn, hätte ich
»auch so denken wollen wie du, und hätte nur
»an mich gedacht: so wärest du nicht mit so
»viel Kosten Doktor geworden; und wenn ich
»jetzt noch so dächte wie du: so könntest du
»jetzt nicht so viel Geld im Müßiggange ver-
»schwenden. Es ist ein herrlicher Spruch in
»der Bibel: Was du nicht willst, daß dir die
»Leute thun sollen, das thue du ihnen auch

»nicht. Wenn du, mein lieber Sohn, dich um »Niemand bekümmern willst, so wird sich künf»tig auch Niemand um dich bekümmern! Dann »wird es dir übel gehen; denn kein Mensch »kann einzeln glücklich leben.»

»Aber Sie thun mir Unrecht, lieber Vater; »hab' ich denn nicht freywillig angefangen, die »armen Kranken zu kuriren? —

»Angefangen! — Das war recht gesagt, »mein Sohn; denn du fingst nur an, und »hörtest gleich wieder auf; das ists eben, was »mir leid thut. Ich weiß wohl, du hast man»ches Gute. Du kommst mir vor, wie ein »Pack gut gekämmte Spanische Wolle oder »fein gesponnenes Garn. Es könnte vielerley »schönes Zeug daraus gemacht werden. Wenn »aber nicht wirklich etwas daraus gemacht »wird, so wirds Jahre lang auf dem Garn»boden hin- und hergeworfen, verliegt, wird »schmutzig, und ist dann zum schlechten Zeuge »nicht einmal tauglich. Sieh zu, daß es mit »dir nicht auch so geht!»

Anselm hatte sehr viel zu seiner Vertheidigung zu sagen. Meister Anton war nicht gelehrt genug, ihm zu antworten, und so glaubte Anselm Recht zu behalten. Er ging in seiner

bisherigen Lebensart fort, faßte gute Entschlüsse die er nie ausführte, machte Theorieen die nie praktisch wurden, kam von Einem aufs Andere, bloß wie es ihm einfiel, oder ihm eben Vergnügen machte, war Arzt, Dichter, Philosoph, weiser Mann, abwechselnd und ruckweise, und im Grunde keins von allem. Er wußte alles besser wie Andere, wollte alles thun und that nichts. Er suchte nur seinen Willen zu haben, und nach seiner Bequemlichkeit die Art seines Müßigganges zu wählen und abzuwechseln; und das hieß er, sein Vergnügen suchen. Denn schon fing er an, zu fühlen, daß ein beständiges sinnliches Vergnügen einförmig wird, und aufhört Vergnügen zu seyn.

## Eilfter Abschnitt.

### Wie Philipp und Doktor Anselm miteinander wetteifern.

Während daß der feurige Anselm in seiner unruhigen Unthätigkeit von einem Gegenstande zum andern forttaumelte, und weder sich selbst, noch andern nützte: hatte sich der kalte Philipp nach und nach in eine ruhige und nützliche Thätigkeit gesetzt. Er war gewohnt, immer fleißig zu seyn. Er hatte auf dem Philanthropin und auf der Universität seine Zeit nützlich zugebracht. Es ist wahr, er hatte sich nicht, so wie Anselm, in die Tiefen der spekulativen Philosophie versenkt. Aber er hatte aus den Repetitionen anderer Kollegien, die für ihn um so lehrreicher wurden jemehr Anselm davon versäumte, eine Menge nützlicher Dinge gelernt. Er hielt sich verpflichtet, dem Hause dankbar zu seyn, wo er in so bedrängten Umständen aufgenommen und so wohl war berathen worden.

Ohne auf Befehl zu warten, nahm er sich freywillig und mit Eifer aller Geschäfte an,

die

die in der Manufaktur und in der Schreibstube vorfielen. Er schrieb eine schöne Hand; war in allen Arten von Rechnungen erfahren; hatte einen fähigen Kopf, um bald die wahre Art zu fassen, wie Geschäfte betrieben werden mußten die ihm neu waren; und ausdaurenden Fleiß, um sie mit Eifer und Treue zu verrichten. Meister Anton, der nun anfing alt und schwächlich zu werden, genoß nach einiger Zeit von diesem jungen Menschen die kräftigste Unterstützung. Er bemerkte bald mit Vergnügen, daß er sich in allen Dingen auf ihn verlassen konnte. Er vertraute ihm daher die ganze Direktion der Manufaktur an, und setzte ihm dafür einen beträchtlichen Gehalt aus.

Anselm freute sich über diese neue Einrichtung; denn er liebte seinen Freund Philipp. Aber einige Zeit nachher that diese neue Einrichtung eine besondere Wirkung auf ihn. Er hatte bisher auf die Manufaktur und deren Geschäfte gar nicht Achtung gegeben. Jetzt aber war eben ein Zeitpunkt, wo in den Kurmonaten in Aachen keine neue schöne Gesichter zum Vorschein gekommen waren, und er derjenigen überdrüßig war, die er schon kannte. Der armen Kranken hingegen, welche seinen

Rath und seine Arzney verlangten, kamen so viele, daß sie ihm lästig wurden. Er hatte sich über Gott und die menschliche Seele stumpf gesonnen, und wenn er ein Gedicht machen wollte, konnte er weder Reim noch Gedanken finden. Kurz, es war einer der Zeitpunkte, dergleichen er oft hatte, wo er nicht recht wußte was er wollte; und so fiel ihm ein, auch einmal einen Blick auf die Manufaktur zu wenden, um zu wissen, wie es darin aussähe. Er ging die verschiedenen Arbeiten derselben von Anfang an durch; und begriff erst kaum, daß ihrer so viel seyn könnten, und daß der Rock, den er trug, wenigstens dreyßigerley Arbeiten erfoderte, bis er ein Rock würde. Seine Neigung für alles Neue gab diesen Dingen bald sehr viel Anziehendes für ihn, so daß er sich einige Wochen lang unermüdet auf den Wollenböden, unter den Spinnmaschinen, bey den Weberstühlen, bey den Pressen und Kalandern, und in den Färbereyen herumtrieb. Allein seine sehr gute Meinung von sich selbst ließ ihn auch bald heimlich bey sich glauben, er könne einen großen Theil dieser Sachen viel vortheilhafter einrichten, und viele Fehler, die er allenthalben zu entdecken vermeinte, verbessern.

Er faßte daher plötzlich den Entschluß, die Arzneykunst ganz bey Seite zu legen, und ein Wollenfabrikant zu werden. Seine Eitelkeit unterließ nicht, seinem Vater es so vorzustellen, als brächte er ihm hierdurch ein Opfer; wobey freylich der Vater nicht wußte, ob er sich wirklich freuen sollte. Anselm sagte aber laut: Nun solle jedermann sehen, daß er einer nützlichen Thätigkeit fähig sey, und mit Eifer arbeiten könne. Er hatte auf der Universität unter der Menge Sachen, die er sich zu lernen vornahm, auch Kollegien über die Technologie und über das doppelte Buchhalten gehört; er vermeinte also, sehr gute Kenntnisse von Manufakturen und von Handlungssachen zu besitzen. Es ist aber ungewiß, ob etwa durch die spekulative Philosophie, welche unser dicker Mann auf der Universität zur Hauptsache gemacht hatte, die Technologie war verderbt worden, oder ob etwa ein Kollegium über die Technologie nicht praktische Kenntnisse geben mag, oder was sonst die Ursache gewesen ist, daß die Manufaktur nicht besser ward, seitdem er sich damit befaßte. Er wollte Alles gründlicher wissen, Alles anders einrichten. Diese neuen Einrichtungen fing er mit großer Lebhaftigkeit

an, ward aber bald träge, arbeitete ruckweise mit vielem Eifer, und blieb dann wieder Tage lang von den Arbeitern und von der Schreibstube weg. Er begann viel, und machte nichts fertig, und was er machte, selten zu der Zeit wann es gemacht werden mußte. Kurz, er brachte durch seine Gelehrsamkeit so viele Unordnung in die Manufaktur, daß Philipp mit seiner Ungelehrsamkeit durch die größte Mühe kaum wieder alles in Ordnung bringen konnte.

Unser dicker Mann keichte zwar unter der schweren Arbeit, die er sich selbst aufgelegt hatte, und rühmte gegen Jedermann, wie sauer ihm das werde, was er nun für die Manufaktur thue; es ward ihm aber nicht Zeit gelassen, auch dieser neuen Beschäftigung, so wie der vorigen, überdrüßig zu werden. Meister Anton, schon lange schwächlich, fiel in eine schwere Krankheit. Dr. Anselm hatte so viele Selbstkenntniß, daß er es nicht unternehmen wollte, ihn zu kuriren. Aber auch ein alter erfahrner Arzt konnte es nicht. Meister Anton starb alt und lebenssatt, voll Liebe gegen seinen Sohn; aber voll Bedauern, daß sein lieber Sohn sich zu allem, was er unternahm, so verkehrt anstellte.

## Zwölfter Abschnitt.

### Fernere Thaten Doktor Anselms in der ganzen Fülle seiner Jugendkraft und Thätigkeit.

Anselm war der einzige Sohn, und also der einzige Erbe eines beträchtlichen Vermögens; das er aber, da er in allen Welthändeln mehr zu zählen, als zu rechnen pflegte, für sehr viel ansehnlicher hielt, als es war; zumal da sich fand, daß er auf seine künftige unerschöpflich geglaubte Erbschaft schon seit einiger Zeit beträchtliche Schulden gemacht hatte.

Er war nun sein eigener Herr, besaß Vermögen, und traute sich nicht wenig Geschicklichkeit zu, es zu verwalten. Er sah wohl aus, und befand sich wohl an Geist und Körper. Auf seine geistigen Vorzüge setzte er keinen geringen Werth. Er fand sich gelehrt und wizzig; und was er mehr als alles schätzte: er fand sich voll philosophischer Einsichten, die er überflüßig hinlänglich hielt, um ihn in allen verschiedenen Lagen des Lebens aufs weiseste zu leiten. Seine Kenntniß der Arzneykunde und sein Doktordiplom waren seiner Meinung

nach auch nicht zu verachten; denn sie gaben ihm einen Stand in der Welt, während seine Handlungsgeschäfte ihm Reichthum geben sollten. Seine Philosophie hatte ihn zwar längst das Geld, dieses elende Ding, verachten gelehrt; seine Liebe zum Vergnügen hatte ihn aber wieder gegen den Besitz der edlen Metalle ziemlich tolerant gemacht: daher er auch beschloß, die Handlungsgeschäfte zu seinem Hauptgegenstande zu machen. Seine Manufaktur und sein Hauswesen waren im besten Stande; und er traute sich Kräfte zu, beide noch auf einen viel bessern Fuß zu setzen. Denn er hielt für ausgemacht, daß die Veränderungen, die er in kurzer Zeit bey der Manufaktur gemacht hatte, derselben große Vortheile brächten. Ob nun gleich Philipp anderer Meinung war, und es zuweilen auch wohl merken ließ; so hatte er doch wider ihn sehr viele Gründe anzuführen, wobey Philipp zu schweigen für gut fand, welches ihm so angerechnet ward, als ob er überzeugt seyn müßte.

Es lachte jetzt unsern dicken Mann alles an, und seine Einbildungskraft war voll der heitersten Aussichten, sein Leben froh zu genießen. Alle schöne Plane, die er vorher schon

gemacht hatte, gingen ihm nun aufs lebhafteste wieder durch den Kopf. Alle vereinigten sich in dem Hauptplane, beständig glücklich zu seyn. Der nächste Weg dazu würde freylich gewesen seyn, beständig klug zu handeln. Dieß hielt auch Anselm bey den Geisteskräften, mit denen er sich begabt fühlte, für sehr leicht. Da es aber sogar dem weisen Memnon mißlang; so wird auch der geneigte Leser schon mit unserm dicken Manne einige Nachsicht haben, im Falle sich irgend einmal finden sollte, daß seine Klugheit nicht bewährt genug gewesen wäre.

Wir haben oben schon bemerkt, daß unter den mancherley heitern Bildern, mit welchen Anselms Einbildungskraft immer beschäftigt war, das schönste Gemälde von häuslichem Glücke eine vorzügliche Stelle einnahm. Er glaubte also, jetzt wäre die rechte Zeit eine Frau zu nehmen, und zwar eine schöne Frau; Liebe zum Reichthume oder zu großer Ehre kam nicht in seinen Sinn. Er wollte nur sein Leben mit einer schönen Seele, die in einem schönen Körper wohnte, wie einen sanften Bach der zwischen blühenden Gebüschen über glatte Kiesel herabrollt, dahinfließen lassen. Was er in Vaals und in Burscheid an Mädchen

fand, schien ihm zu gemein, zu bürgerlich, zu wenig hervorstechend. Er wandte also seine Augen nach Aachen, in welcher Stadt damals ein ausgezeichneter Vorrath von jungen schönen Püppchen war, und vermuthlich noch ist. Er durfte nur die Blicke umherwerfen, so sah er was sein Herz labte. Da aber unser dicker Mann, wie der Leser schon mehrmal wird bemerkt haben, nicht bloß sinnlich dachte, sondern in die Geheimnisse der höhern Philosophie eingeweihet war: so hielt er die äußerliche Schönheit zwar für eine nothwendige Bedingung, ohne die er sein Herz nicht weggeben konnte; aber nicht für die einzige. Er wußte, wie schön er selbst war; und deßhalb konnte er seinen künftigen Kindern nicht das Unrecht thun, sie nicht von einer schönen Mutter gebären zu lassen: aber er bemerkte auch in Gedanken, daß seine künftigen Kinder noch mehr als bloß schön seyn müßten, wenn sie ihrem Vater ganz gleichen sollten.

Von diesem allen ward er noch mehr überzeugt, da seine Philosophie, welche durch lange Spekulation schon einen großen Grad der Stärke erlangt hatte, seit kurzem noch durch eine ziemliche Kenntniß der Welt, unter andern bey Ge-

legenheit der beiden langen Herren in Aachen, war verstärkt worden.

Er fühlte nun, nach seines Vaters Tode, das unbeschreibliche Vergnügen, sein eigener Herr zu seyn, und bloß von sich selbst abzuhängen. Seine öftern Reisen nach Aachen hatten zwar einen wichtigen Zweck, aus der Menge der dortigen Schönen sich eine Frau zu suchen. Aber ein Nebenzweck war auch, seine Unabhängigkeit zu genießen, und das Vergnügen, das ihm auf allen Seiten entgegenströmte, mit vollen Zügen in sich zu schlürfen. Wenn er selbst nicht dazu so viel Neigung gehabt hätte: so würden ihn Andere dazu gebracht haben. So gewiß sich auf einem faulen Baume Würmer finden, sich von seiner Zerstörung zu nähren: so gewiß finden sich zu einem reichen oder auch nur wohlhabenden jungen Menschen betriebsame Personen, welche auf sein Geld mancherley Ansprüche zu haben meinen. Sie nehmen alle Gestalten an: sie studiren seine Schwäche, die ihre Stärke werden muß; sie sind unterhaltend, angenehm, widersprechen nicht, und wissen der Schmeicheley oft ein solches Ansehn der Wahrheit zu geben, daß wohl klügere Leute könnten dadurch betrogen wer-

den, als junge reiche Burschen, die nach Vergnügen dürsten und das Geld nicht achten. Solchen lustigen Brüdern ward denn unser dikker Mann auch zur Beute, und um so viel leichter, je sorgloser er vermöge seiner unerfahrnen Gutmüthigkeit und eingebildeten Klugheit in ihre Netze lief. Er fiel in alle die Gruben, in die gewöhnlich reiche Jünglinge fallen. Er verlor Zeit, er verlor Geld, und bey gesetzten Leuten Ehre. Er lernte, daß es falsche Freunde gäbe, und so schlaue, daß sogar Er könne von ihnen betrogen werden. Er lernte, daß Schönheit bey manchem Frauenzimmer oft nichts mehr ist, als ein herrlich angemalter Weinkranz an einem Hause, worin man sehr mittelmäßigen Wein trinkt.

Er lernte dieß alles; machte auch zuweilen, wenn er nicht guter Laune war, ganz artige moralische Betrachtungen darüber: aber weiter hatte er keinen Nutzen davon. Mit aller seiner vielen Philosophie und Moral blieben alle seine Thorheiten wie sie vorher waren. Nachdem ihn Philipp daran erinnert hatte, konnte er sich selbst nicht verhehlen, daß sein oftmaliger Aufenthalt in Aachen, dessen eigentlicher Zweck seyn sollte, sich eine Frau zu suchen, um

das höchste häusliche Glück in Vollkommenheit zu genießen, ihm nur Gelegenheit gab, lauter Dinge vorzunehmen, welche offenbar vom häuslichen Glücke weit abführten. Dennoch aber war er täglich da, und handelte so unklug wie vorher; denn Müßiggang, Zerstreuung und sinnliche Ergötzungen hatten über ihn eine unwiderstehliche Gewalt.

Von falschen Vergnügungen gesättigt, und durch plumpen Betrug gedemüthigt, fing er bisweilen an, über die Eitelkeit der Freuden der Welt ganz artig zu philosophiren, auch wohl den Entschluß zu fassen, künftig weiser und vorsichtiger zu seyn. Es geht aber oft den Jünglingen, die sich bessern wollen, wie den Menschen, welche auf sympathetische Kuren ihr Vertrauen setzen. Wenn diese einen bösen Schaden am Beine haben; so soll er dadurch geheilt werden, daß sie ein Schemelbein brennen oder verbinden lassen: eine bequeme Kur, welche ihrem eigenen lieben Beine Schmerzen ersparet, wodurch es aber auch nicht besser wird. Eben so läßt der Jüngling, der es sich selbst ingeheim gestehen muß, daß er als ein Thor handle, bey seinem Vorhaben der Besserung seine Lieblingsneigung, die ihn eigentlich recht zum

Thoren macht, gewöhnlich ganz unberührt; und wendet seine Strenge nur gegen diejenige Thorheit an, die ihm selbst nicht mehr gefällt, oder die er nicht mehr thun kann.

So auch unser dicker Mann. Als er einigen lustigen Brüdern und zärtlich-gefälligen Schönen entsagte, von denen er geprellt und nachher ausgelacht worden war; meinte er dadurch schon seine Weisheit und Vorsicht ganz festgesetzt zu haben, und unterließ nicht, seiner Klugheit ein Kompliment zu machen, indem er es ihr zuschrieb, daß er nicht noch unweiser gehandelt und noch mehr verloren habe. Er beredete sich, schon längst gewußt und gedacht zu haben, daß noch mehr zum Glücke des Ehestandes erfordert werde, als Schönheit. Auch wollte er schon längst bemerkt haben, daß, wenn etwa seine künftige Frau einige von den Eigenschaften besäße, die er jetzt erst an einigen Frauenzimmern entdeckte, welche er auf ihr schönes Gesicht und auf ihre anfänglich gezeigten empfindsamen Gesinnungen für Zierden ihres Geschlechts gehalten hatte, dennoch sein häusliches Glück nicht sehr feste stehen möchte. Er fing nun an, in seiner Einbil-

dungskraft, die immer seine treueste Rathgeberinn blieb, sich ein ganz neues und viel herrlicher ausgemaltes Bild von seiner künftigen Gattinn zu entwerfen. Er stattete sie, außer der Schönheit, in Gedanken noch mit so vielen andern vortreflichen Eigenschaften aus, daß er, wenn er sie zusammenrechnete, bey seiner reifen Einsicht, zuweilen selbst zu zweifeln anfing, ob er sie auch bey einem einzigen Frauenzimmer zusammenfinden möchte. Desto behutsamer beschloß er zu seyn, und die Frauenzimmer, die ihm gefielen, erst genauer zu beobachten, ehe er mit ihnen nähere Bekanntschaft machte, und sie sehr sorgfältig zu prüfen, ehe er einen Antrag thäte; alsdann aber auch, nach so strenger Überlegung, die Sache bald zu Stande zu bringen.

Daß er, selbst bey dem schönsten und besten Mädchen, etwa nicht Gegenliebe finden möchte, darüber fiel ihm niemals der geringste Zweifel ein. Denn nicht nur hatte er seine künftige Geliebte mit einer guten Portion zärtlicher Gesinnungen ausgestattet; sondern er sah sich auch wie das große Loos in der Lotterie an, nach welchem jeder greifen wird, dem es zu-

fällt. Er wußte ja, welch ein wohlgebildetes, reiches und rundes Kerlchen er war. Der geneigte Leser wird gebeten, unserm dicken Manne dieß nicht zu einer unverzeihlichen Eitelkeit auszulegen. Denn fast alle reiche und gesunde Kerlchen denken eben so, und bringen oft das Bischen Schönheit und Weisheit, welches sie etwa besitzen, nicht einmal mit in Anschlag.

## Dreyzehnter Abschnitt.

### Erster Versuch Doktor Anselms, seine Kenntniß der Frauenzimmer praktisch zu zeigen.

Es hatte in Aachen schon einige Zeit die Tochter eines verstorbenen Hofraths eines Fürsten im Reiche gewohnt. Anselm erblickte sie zufällig in einem Konzerte, das, gleich bey der Eröfnung der vollen Kurzeit in Aachen, einer von den tausend Deutschland unaufhörlich durchreisenden berühmten Virtuosen gab, von denen noch niemand hat reden hören, bis sie die Billete zu ihrem Konzerte herumschikken. Diese Schöne machte auf Anselm eine sehr große Sensation, deren Wirkungen noch fortdauerten, als der erste Eindruck längst vorüber war. Seine sorgfältigen Erkundigungen nach ihr mußten nothwendig das Verlangen zu einem nähern Umgange erregen. Sie wohnte im Hause ihres Vormundes, des Hofraths ***. Ihre Schönheit, Sittsamkeit und Jugend, nebst einem großen Vermögen, von dessen Einkommen sie völlig Herr war, weil ihr Vormund, nach dem Willen ihres verstorb-

nen Vaters, hierin und in der Wahl eines Gatten ihr vollkommene Freyheit ließ, waren ihre geringsten Vorzüge. Sie besaß einen durchdringenden Verstand, einen lebhaften Witz, Kenntnisse in den Wissenschaften wie man sie von einem Frauenzimmer kaum verlangen kann, und Talente wie man sie selten findet. Sie sang wie ein Engel, sie spielte Klavier und Harfe, sie zeichnete, sie stickte. Wie hätte Anselm bey so vielen Vorzügen gleichgültig bleiben können? Er suchte mit Eifer Zutritt in ihr Haus, und erhielt ihn. Ungeachtet sie eher etwas zurückhaltend war, und sonst neuen Umgang eben nicht anzuknüpfen pflegte; so schien sie sich doch in Dr. Anselms Gesellschaft zu gefallen, und ihn, von der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft an, vorzüglich von andern zu unterscheiden. Anselm besuchte sie nun so oft es möglich war, weil er auch in ihrer Gesellschaft ein außerordentliches Vergnügen fand; und sie nahm dieses so wohl auf, daß sie ihn sogar einmal in Vaals wieder besuchte. Beide trafen auf so vielen Seiten in ihren Gesinnungen und Empfindungen zusammen, daß sie sich leicht wechselseitig gefallen konnten. Man kann denken, daß Anselm die Verse nicht werde

gespart haben; denn Jungfer *) Emerentia war eine Kennerinn von Gedichten. Was ihn aber noch mehr an ihre Unterhaltung fesselte, waren ihre wissenschaftlichen und philosophischen Unterhaltungen, welche, wie schon bekannt, unsers dicken Mannes Lieblingsfach ausmachten. Jungfer Emerentia liebte sehr die Untersuchungen über Gott, Welt, das Universum und die Substanzen. Dabey konnte der gute Anselm auskramen, was er am liebsten auskramte. Sie hörte ihm aufmerksam zu, antwortete so, daß zu sehen war, sie begreife was gesagt ward, und nehme Antheil. Unvermerkt stieg dann die sanfte weibliche Seele vom Empyreum auf unsere Erde hernieder; und nun sprachen sie von den Pflichten der Menschen in der wirklichen Welt, von Edelmuth, Wohlthä-

*) Die Zeitungen haben berichtet, daß die Patrioten in Wien, aus Abscheu über den Freyheitstaumel in Frankreich, beschlossen haben, die Wörter Monsieur und Mademoiselle in deutscher Schreibart nicht mehr zu gebrauchen. Ungeachtet wir nicht eben einsehen können, daß den unhosigen Despotenstürmern dadurch sonderlicher Einhalt gethan werde: so haben wir doch deswegen nicht weniger Respekt vor Abschaffung kleiner Thorheiten, wenn sie auch erst aus großen Uebeln hätte entstehen müssen, und wollen uns hiemit an die Wienerischen Patrioten anschließen.

tigkeit, Menschenliebe und Aufklärung, welches unserm Anselm, der bey seinen mancherley kleinen Thorheiten eine gutmüthige Seele war, und gern, ohne viele Mühe, das ganze menschliche Geschlecht glücklich gemacht hätte, das Herz so erwärmte, daß er die schöne Emerentia als ein überirdisches Wesen ansah. Und mit diesem überirdischen Wesen sein Leben zuzubringen, — welche Aussicht! — Welche vollkommene Erfüllung seines Plans, beständig glücklich und nun mit der reifsten vorherbestimmten Überlegung beständig glücklich zu seyn! —

Gegen Philipp hatte das Vertrauen unsers Anselms seit geraumer Zeit mit Rechte so sehr zugenommen, daß dieser mehr sein Freund, als sein Untergebener war. Anselm konnte über dem Gedanken mit Jungfer Emerentia das Glück seines Lebens zu theilen, keine Nacht mehr schlafen. So weit er herumsann, fand er an ihr alle Eigenschaften einer vortreflichen Frau, und keinen einzigen Tadel. Doch wollte er, als ein nunmehr weise gewordener Mann, den wichtigsten Schritt seines Lebens nicht ohne die genaueste Überlegung thun. Er entdeckte demnach zuletzt seine Absicht seinem Freunde Philipp, und fragte ihn um Rath. Wir nen-

nen dieß so, weil es im gemeinen Leben so genannt wird, wenn man jemand in Form über dasjenige fragt, was man zu thun schon entschlossen ist. Dieß war hier auch der Fall. Denn es schien unserm dicken Manne unmöglich, länger ein so großes Glück zu verschieben das er so nahe vor sich sah.

Philipp, wie wir schon wissen, liebte Anselmen, dem er so viel zu danken hatte, beobachtete ihn in der Stille, konnte aber, wie wir ebenfalls wissen, seine Betrachtungen bey sich behalten, wenn er nicht gefragt ward. Er hatte längst bey allen Gelegenheiten auf Jungfer Emerentia genau Acht gegeben, weil er die große Neigung Anselms merkte und sie innerlich nicht ganz billigte. — Da ihn nun Anselm befragte, theilte er ihm seine kalten Beobachtungen mit, wo freylich manches in ein ganz anderes Licht gesetzt ward, als es dem warmen Liebhaber erschien. Anselm hörte aufmerksam und mit Kopfschütteln zu, bis Philipp seinen Verdacht äußerte: Jungfer Emerentia möge wohl stolz seyn; und ihm scheine eine stolze Frau für niemand, am wenigsten aber für Anselm, eine gute Gefährtinn des Lebens seyn zu können.

Hier fuhr Anselm auf und rief:

»Mein lieber Philipp, da hast du nun ge»wiß ganz unrecht! Wie könnte diese edle, »diese von Vorurtheilen so freye Seele stolz »seyn?»

Philipp versetzte: »Du kannst an ihr viel»leicht nicht so beurtheilen, was Stolz ist, weil »du ganz im gleichen Stande mit ihr um»gehst. Wer in der niedern Klasse steht, be»merkt genauer wann sich jemand erhebt; er »fühlt gewisse kleine Züge, welche große inne»re Ursachen hinter sich haben müssen, und »schließt daraus auf den Charakter.»

»Nein, lieber Philipp, da bist du wirklich »ganz irrig! Ich wünschte, du hättest unser »gestriges Gespräch von Überwindung der Vor»urtheile, von Mäßigung der Meinung von »uns selbst, hören können. Da hättest du ver»nommen, wie weit diese erhabene Seele ent»fernt ist, niedrige Einbildungen zu hegen, oder »sich selbst über die Gebühr zu schätzen.»

»Ja! was sie spricht, weiß ich nicht; ich »habe nur aus einigen kleinen Zügen in ihren »Handlungen so geurtheilt; ich kann mich »irren.»

»Wahrlich!« rief Anselm aus, »du irrst« — und ergoß sich so im Lobe der edlen Emerentia, daß Philipp merkte wie es mit der Sache war, und unnöthig fand etwas weiter hinzuzufügen. Anselm aber erwärmte sich so sehr durch ihr Lob, daß er weiter nicht säumen wollte, sondern gleich denselben Nachmittag nach Aachen fuhr, um die edle weibliche Seele zu besuchen, die das Glück seines Lebens machen sollte.

Nach wenigen gleichgültigen Unterhaltungen, fing er an das Eis zu brechen, bezeugte seine innige Verehrung gegen alle ihre vortreflichen Eigenschaften; und ziemlich schnell ging er zu einer förmlichen Liebeserklärung und zu dem Wunsche über, sie zur glücklichen Gefährtinn seines Lebens zu haben, wobey er sie bat, durch ihr Beystimmen sein Glück zu gründen.

Jungfer Emerentia lächelte sanft, und sagte: Er thäte ihr viel Ehre, sie müsse allerdings stolz darauf seyn, die Eroberung eines so schönen Geistes und artigen Mannes gemacht zu haben; indeß sey der Antrag zu wichtig, um ihn nicht noch reifer zu überlegen.

Anselm, voll Feuer, erwiederte: Allerdings sey es für ihn sehr wichtig, es betreffe das ein=

zige Glück seines Lebens, daher er sie beschwöre, die Erfüllung seines Wunsches nicht gar zu lange auszusetzen.

Jungfer Emerentia antwortete lächelnd: »Der Antrag ist mir so unerwartet, daß ich »freylich nicht gleich zu dessen Beantwortung »die rechte Wendung finden kann.»

»Unerwartet?» sagte Doktor Anselm etwas kleinlaut — »Ich hätte gehofft, daß meine »Aufmerksamkeit auf Sie, schöne Emerentia, »etwas von meinen Empfindungen für Sie »verrathen hätte! —

»O! ich habe Sie immer für einen ganz »feinen und galanten jungen Mann gehalten; »habe aber nicht geglaubt, daß Sie mich so »hoch beehren wollten. Lassen Sie es gut »seyn. Wir wollen beide die Sache näher »überlegen; vielleicht finden Sie bei reiferm »Nachdenken einige Schwierigkeiten, und —»

»Theureste Emerentia! Welche Schwierig»keiten könnten es seyn? Mein Glück liegt zu »Ihren Füßen; ich lebe und webe nur in Ih»nen; —» und hiemit kniete er zu ihren Füßen, und griff nach ihrer Hand, die sie zurückzog. —

»Theureste Emerentia? — Theureste Eme»rentia? — Stehen Sie auf Herr Doktor!

»Sie müssen nicht Scenen machen. — Theu»reste Emerentia! Das klingt sehr vertraulich. »Diese Ihre unerwartete Vertraulichkeit nö»thigt mich, damit kein Mißverständniß ent»stehe, Ihnen lieber gleich meine Meinung »deutlich zu sagen. Sie sind ein artiger ge»lehrter junger Mann; aber ich hätte nie ge»dacht, daß Sie den Gedanken zu einer sol»chen Verbindung hegen könnten, der, wenn »er auch mit meinen Neigungen übereinkäme, »unmöglich auszuführen ist. Sie sind der »Sohn eines Tuchmachers, Herr Doktor; und »Sie wissen, welchen Rang mein Vater hatte! »Dieß hätten Sie bedenken sollen, ehe Sie ei»nen so unbedachtsamen Schritt thaten.»

Anselm war vor ihr niedergefallen, aus brünstiger Liebe; und konnte nicht wieder aufstehen, aus großem Schrecken: denn das übertraf alles, was er erwartet hatte.

Er stammelte: »Wie? Sollte es möglich »seyn? Emerentia könnte wirklich solche Vor»urtheile hegen!»

»Lieber Herr Doktor!» sagte Jungfer Emerentia ganz kalt: »es ist kein Vorurtheil; es »ist eine Thatsache, daß Sie der Sohn eines »Tuchmachers sind.»

Hier gab die Indignation unserm Anselm einigen Muth. Er versetzte, doch noch immer stammelnd und knieend: »Ich bekenne meinen »Irrthum! Ich hatte gedacht, Ihre Philoso- »phie wäre so stark, daß Thorheiten und Vor- »urtheile des gemeinen Lebens über Sie keine »Macht hätten. —»

»Sie sind in der That im Irrthume, Herr »Doktor! Wenn ein Vorurtheil allgemein »für Richtschnur im gemeinen Leben gilt; so »ist der mehr als thöricht, der es bloß zu sei- »nem Vortheile für Thorheit erklären will. »Seine angemaßte Philosophie ist dann nichts, »als Dünkel und Eigennutz. A propos von »Philosophie! Nehmen Sie den Rath einer »guten Freundinn an. Sie sprechen gern von »philosophischen Dingen; aber, wie es mir »scheint, bloß weil Sie Sich selbst gern spre- »chen hören. Sie sind wirklich ein ganz arti- »ger junger Mann; aber Sie werden viel »besser zu leiden seyn, wenn Sie Sich von »dieser kleinen Schwachheit heilen können. »Ich weiß nicht, ob Sie Sich erinnern, was »ich gestern von der Mäßigung der Meinung »von uns selbst sagte. Das galt Sie! Ich »glaubte um so viel mehr, Sie hätten mich

»verstanden, da Sie ganz meiner Meinung
»Beyfall gaben. Um desto weniger hätte ich
»den heutigen Antrag von Ihnen erwartet.
»Indeß ist's vermuthlich nur eine kleine Über-
»eilung. Ich habe darüber keine Rancüne,
»sondern werde demungeachtet immer Ihre
»gute Freundinn bleiben. Nur heute bin ich
»bey dem Herrn Hofrath *** zum Spiele
»und Abendessen engagirt. Ich muß mich
»frisiren lassen. Verzeihen Sie also, daß ich
»Sie verlasse — « Sie machte ihm einen
tiefen Knix, und ging fort. —

Anselm stand wie angenagelt einige Minuten da, ohne sich besinnen zu können. Als er endlich sich entfernen mußte, ging er vier Straßen langsam durch, ehe er sich entschließen konnte in den Wagen zu steigen, weil er sich fürchtete, seinem Philipp in die Augen zu sehen.

---

## Vierzehnter Abschnitt.

### Zweyter Versuch Doktor Anselms, seine Kenntniß des Frauenzimmers praktisch zu zeigen, und dessen Folgen.

Daß Anselm der Jungfer Emerentia weiter keinen Besuch machte, ist leicht zu erachten. Es hätte sich auch nicht wohl thun lassen; denn der Herr Hofrath *** hatte ebendenselben Nachmittag die schon lange — ohne daß unser dicker Mann es geahnet hatte — im Werke seyende Heurath der Jungfer Emerentia mit einem jungen, an Körper sehr feinen und an Geiste sehr derben Junker zu Stande gebracht. Besagter Junker hatte einen stattlichen fürstlichen Titel, ferner sechszehn volle Ahnen, und wirklich mit Tuchmachern und Tuchhändlern weiter nichts zu thun, als daß er solcher Art Leuten eine ziemliche Summe schuldig war. Da aber diese Summe, nebst andern Schulden, acht Tage nach der Vermählung aus dem Vermögen der neuen gnädigen Frau bezahlt wurde; so hatte sie auf das häusliche gute Vernehmen so wenig Einfluß, als

der derbe Geist des Herrn von ††† auf die Philosophie der Frau von †††, die sich immer noch in vielen Gesprächen zeigte. Vielleicht veranlaßte ihr Gefallen daran, daß sie nach Monatsfrist wirklich dem Herrn Dr. Anselm die Gnade that, ihn zur Mittagstafel einladen zu lassen, welches der Starrkopf abschlug.

Unser guter dicker Mann ward ganz hypochondrisch, daß die Jungfer Emerentia nicht seine Frau geworden war. Doch ließ er sich darüber von Philipp leicht trösten; denn er sah nun selbst wohl ein, wie sehr er sich in dem Charakter dieses Frauenzimmers geirrt hatte. Aber durch den Makel seiner Geburt ward er aufs tiefste gebeugt. Er hatte auf denselben noch nie sein Auge gerichtet; auch hatte sich seine Philosophie nie vorgestellt, daß im Jahre Ein tausend sieben hundert und achtzig, wo seiner Meinung nach die Aufklärung so gewaltige Fortschritte gemacht hatte, irgend ein vernünftiges Wesen solche Geburt für einen Makel halten könnte. Bisher war ihm sein Vater, der durch Fleiß und Ordnung sich selbst aus dem Staube gehoben, und es bis dahin gebracht hatte, so viele Menschen zu er-

nähren und so vielen Menschen wohlzuthun, als der verehrungswürdigste Mann vorgekommen; und er hatte geglaubt, in diesem Lichte müsse sein Vater jedermann erscheinen. Er änderte auch deßfalls seine Meinung nicht; aber, aller seiner Philosophie ungeachtet, empfand er den Sinn von Philipp's, ohne alle Philosophie, bloß aus Erfahrung gemachter Bemerkung, daß derjenige, der sich aus dem Stande der Gleichheit in eine untere Klasse versetzt sieht, manche Dinge anders ansehen muß, als der auf gleicher Linie oder höher steht. Fast mehr noch empfand er aber die bittere Bemerkung der Jungfer über seine Philosophie, bitterer um so mehr, da sein gesunder Verstand dunkel darin etwas Treffendes fühlte. Er ahnete einigermaßen, daß seine Philosophie nicht für die Welt sey, und daß es wohl noch eine andere Philosophie geben möge, welche dient, die Dinge in der Welt richtig zu betrachten und richtig zu würdigen. Er gab sich alle Mühe, sie zu finden; aber vergeblich. Er kannte die wirkliche Welt allzuwenig; indem ihm theils seine Eitelkeit, theils seine Einbildung und seine Philosophie, durch die er die Welt nach seinen Ideen formte, noch gar zu lieb waren.

Unser dicker Mann, nicht gewohnt widriger Begebenheiten, ward ziemlich verdrüßlich, welche Gemüthsstimmung er wechselsweise bald für Schwermuth bald für Philosophie hielt. Und doch war sie keines von beiden, sondern bloß die Wirkung des Eigenwillens eines Männchens, das sich bisher immer selbst verzärtelt hatte, und nun mit sich selbst und mit Gott und der Natur schmollte, daß nicht alles nach seinem Sinne ging. Indeß zog ihn nach wenig Wochen sein jovialisches Temperament, und vielleicht eben so sehr seine Liebe zu Zerstreuungen nach und nach aus seinem eingebildeten Tiefsinne; und mit seiner frohen Laune kehrte auch seine Neigung zum schönen Geschlechte wieder zurück. Es klebte ihm freylich nun eine gewisse Schüchternheit an, um so mehr, da das so unvermuthet erhaltene Körbchen nicht ganz verborgen bleiben konnte. Er schaute zwar, wie ehedem, fleißig unter den hübschen Mädchen herum, aber etwas furchtsamer; und er wagte es sobald nicht wieder, einen Antrag zu thun, weil ihm immer bange war, es möchte ihm der Tuchmacher aufgemutzt werden.

Indem seine Blödigkeit unter den Schönen in Aachen sich nicht recht umherzuschauen trau-

te, zog ihn mit einmal ein fremder Stern, der an dem Horizonte von Burscheid hervorstieg, aus seinem Schlummer. In einem Hause daselbst, wo er aus- und einging, hielt sich ein junges Frauenzimmer, Jungfer Mariane M. auf ihrer Durchreise nach einem etwa zwanzig Meilen entfernten Orte, vierzehn Tage bey einer dort wohnenden Verwandtinn auf. Ihre ausbündige Schönheit zog unsern Anselm an sich; und ihr froher Muth, ihre offenherzige Natürlichkeit, und ihre angenehme Unterhaltung hielten ihn so fest, daß er, da kaum acht Tage vorbey waren, bey sich fest überzeugt war, durch sie könne ihm Jungfer Emerentia und noch mehr ersetzt werden. Sie tanzte wie ein Engel, war immer lustig, und in wizzigen Repartieen unerschöpflich. Es bedurfte bey ihm kaum acht Tage mehrern Umgangs, daß sich der Gedanken, eine so angenehme Gefährtinn des Lebens für sich zu wählen, noch fester setzte; und er ergriff daher die erste Gelegenheit, ihr einen förmlichen Antrag zu thun. Sie nahm ihn lächelnd an; sagte, auf einen Antrag dieser Art könne sie sich hier nicht erklären, da sie fremd sey, und von ihren Ältern abhange; dabey blieb sie freundlich, wie

vorher. Anselm, der hierin keine abschlägige Antwort sah, wollte seiner Sache gewisser seyn, und wagte es, mit Vorsicht und einigem Stammeln, auch seiner Geburt zu erwähnen. Aber sie sagte mit ungezwungener Freundlichkeit, daß weder sie noch die Ihrigen sich je an einen Umstand dieser Art stoßen würden.

Wer war froher als Anselm? Als er nach Hause kam, erzählte er ungesäumt seinem Freunde Philipp: er habe den Antrag gethan, und seine zweyte Braut vernünftiger gefunden wie die Erste; er verlangte Philipp's Meinung zu hören, und sagte ihm zugleich, er habe die größte Hoffnung, daß die Sache gewiß zu Stande kommen werde.

»Was hilft« sagte Philipp, »meine Meinung zu einer Sache die schon geschehen ist?«

»Mißbilligst du meinen Antrag? Oder was sagst du dazu?«

»Ich weiß nicht, ob ich ihn billigen oder mißbilligen soll. Sehr schnell ist's von beiden Seiten; und du hattest dir vorher vorgenommen, nicht wieder schnell zuzufahren!«

Aber, dieses schon vergessenen Vorsatzes ungeachtet, war es gerade diese Geschwindigkeit, was Anselm nicht tadelhaft finden konnte;

denn der Leser wird schon bemerkt haben, daß unser dicker Mann das, was er wollte, ganz wollte, und seine Wünsche immer schleunigst in Gedanken erfüllt sah. Er schritt also auch jetzt zur Sache, entwarf ungesäumt einige Briefe an die Ältern seiner Braut, und nahm sich vor, mit ihr über diese Korrespondenz zu sprechen. Er besuchte sie daher schon den folgenden Vormittag; aber, siehe da, es war ihr ein Wagen geschickt worden, mit welchem sie noch denselben Mittag abreisen sollte. Es war zu viel Gesellschaft und Unruhe im Hause, als daß Anselm mit ihr allein seyn, sie wegen dieser Sache, die ihnen beiden so wichtig war, sprechen, und ihr die Entwürfe der Briefe zeigen konnte, ob sie ihren Beyfall hätten. Er blieb da, bis man sich zu Tische setzte; denn er konnte das Gesicht nicht von ihr verwenden. Sie nahm zwar von ihm den freundlichsten Abschied, und versicherte, sie hoffe nächstens zurückzukommen, und dann vielleicht mehr seiner angenehmen Gesellschaft zu genießen. Aber das war ihm nicht genug. Er konnte den Gedanken, von seiner Braut zu scheiden, gar nicht ertragen. Er ließ also, ohne Philipp oder sonst jemand ein Wort zu sagen, ein Reitpferd

pferd kommen; und als der Wagen kaum hundert Schritte aus Burscheid heraus war, zeigte er sich schon am Wagen seiner Geliebten. Sie nahm diese Galanterie sehr wohl auf, war außerordentlich munter, und unterhielt sich mit ihm vom Wagen aus. Dieß war in der That für sie etwas angenehmer, als für ihn; denn er mußte neben dem Wagen her traben, und der Nachmittag war sehr heiß. Aber diese Ungemächlichkeit fühlte der verliebte Anselm nicht; sondern nur das Vergnügen, in die Augen der Schönen zu sehen; und er spornte seinen Witz an so wie sein Pferd, sie und ihre im Wagen sitzende Gesellschafterinn in beständiger Fröhlichkeit zu erhalten. Die Stadt, wo das erste Nachtlager seyn sollte, war an drey Meilen entfernt. Anselm fühlte sich so glücklich, daß er sogleich den Entschluß faßte, bis dahin mitzureiten. Es schien ihm nichts natürlicher, als in eben dem Gasthofe einzukehren und beym Abendessen ihr Gesellschaft zu leisten. Er versprach sich mit dieser muntern Schöne den angenehmsten Abend. Da er, wie man schon weiß, etwas in Anlegung von Planen gethan hatte; so hielt er es heimlich für eine Möglichkeit, sie noch weiter zu begleiten,

besonders wenn er, wie er zu veranlassen hoffte, eine Einladung bekäme, einen noch leeren Rücksitz im Wagen einzunehmen, den er aus verschiedenen Ursachen jetzt schon gern eingenommen hätte. Seine lebhafte Einbildungskraft stellte ihm vor, wie schön es seyn würde, auf diese Art zwey oder drey Tage in ihrer Gesellschaft zuzubringen, sich in ihre Gunst noch fester zu setzen, vielleicht wegen seiner Hauptsache noch eine nähere Zusage von ihr zu erhalten, vielleicht bis zu ihren Ältern mitzureisen, und seinen Antrag mündlich bey denselben auszurichten. Dabey schmeichelte er sich dann ganz heimlich, daß der Anblick seiner werthen Person ihm bey den Ältern eben nicht schaden würde, zumal da er in der Gunst der Tochter schon so weit vorwärts gekommen zu seyn, deutlich vermerkte. Dieser angenehme Gedanken ließ ihn manche kleine Beschwerlichkeiten seines Rittes nicht achten, so daß Wagen und Reiter unter beständiger gegenseitigen Unterhaltung ganz unvermerkt bis etwa eine halbe Meile vor der Stadt ankamen, wo die Gesellschaft heute bleiben sollte. Da begegnete ihnen ein einspänniges Fuhrwerk. Aus demselben sprang ganz behende eine lange Figur,

für einen jungen Mann fast zu ernsthaft, aber von schönem Wuchs und mit feurigen Augen. Der Wagen hielt an. Der Ernsthafte öffnete die Thür, und die fröhliche Jungfer Mariane flog in seine Arme, heitere ungekünstelte Freude auf ihrem Gesichte. Unserm Anselm, der eben ein Bon-mot sagen wollte, erstarb es auf den Lippen. Er fühlte sich verlegen. Wer war der lange Mann, der so herzlich empfangen ward? Ein Bruder doch wohl; denn für einen Vetter war der Empfang zu vertraut, da die Umarmung selbst für einen Bruder beynahe allzufeurig hätte scheinen mögen. Nach einigen Minuten riß die schöne Mariane unsern dicken Mann selbst aus seiner Ungewißheit. Sie redete den langen Mann an: »Hier sehen Sie, mein Lieber, den Herrn Doktor Redlich, einen geschickten Arzt und gefälligen Mann. Er ist so gütig gewesen, uns bis hieher zu begleiten. Ich und meine Cousine haben ihm viel Verbindlichkeit, daß er uns diese Reise über fünf Stunden lang durch seine Unterhaltung so angenehm gemacht hat.« — «Herr Doktor,» fuhr sie fort, indem sie den langen Mann an die Hand nahm, und ihn küßte: «Hier sehen Sie — damit Sie

»Sich über meinen vertraulichen Empfang »nicht etwa wundern — meinen Bräutigam! »Ich hätte Ihnen eher sagen können» — fuhr sie mit der unbefangensten Mine fort — »daß »ich einen Bräutigam habe; aber es war in »Burscheid meinen Verwandten noch nicht de»klarirt — und dann,« setzte sie noch mit einigem Lächeln hinzu, »will ich nicht hoffen, »daß allenfalls diese Nachricht, wenn ich sie »dort hätte geben können, Ihre angenehme »Begleitung bis hieher würde verhindert ha»ben.»

Der lange Mann zu Fuße machte dem dikken Manne zu Pferde bey diesen Worten zwar eine höfliche Verbeugung; aber es schien beynahe, als ob sein ernsthafter Blick dabey noch ernsthafter ward. Er half indeß seiner Braut in den Wagen, und nahm ohne weitere Frage den Rücksitz ein, auf den der arme Anselm schon so ausführlich gerechnet hatte. Des Bräutigams Kutscher setzte sich ins Kariol, und so fuhren sie fort. Aber unser armes dickes Männchen sah kaum etwas von allem was vorging. Es flimmerte ihm vor den Augen, und er fühlte nun mit einmal nichts, als alle Beschwerden seines unbequemen Rittes. Wäre

das Pferd nicht mechanisch den schnell fortfahrenden Wagen nachgetrabt; so hätte er vielleicht einige Zeit, ohne sich zu besinnen, auf der Landstraße gehalten Indeß, als er sich ein wenig besann, setzte er sein Pferd in Schritt, und ließ die Wagen fahren. Als er vors Thor kam, erinnerte er sich erst, daß er vergessen hatte zu fragen, wo seine gewesene Gesellschaft abtreten wollte; denn jetzt wünschte er sie zu vermeiden. Er war aber so glücklich, den Gasthof zu treffen, wo sie nicht eingekehrt waren. Er ließ sich vom Pferde heben, denn absteigen konnte er nicht, und legte sich unverzüglich zu Bette. Er konnte aber wenig schlafen, theils wegen körperlicher Müdigkeit und Schmerzen, theils wegen der unruhigen Gedanken, die ihn unaufhörlich verfolgten. Den andern Morgen setzte er sich, ohne jemand zu sprechen, auf seinen Gaul, und ließ sich so langsam als möglich nach Hause tragen. Unser armer dicker Mann, der zwar an Geiste sehr stark, aber körperliche Beschwerden zu ertragen nicht eben eingerichtet war, mußte sich auf seinem Hofe wieder vom Pferde heben lassen; denn er empfand sehr viel Schmerzen einige Zolle unter einem Beine, welches die

Anatomiker vielleicht deswegen das heilige genannt haben, um dicke Leute die nicht reiten können zu erinnern, es an heißen Tagen zu schonen. Solch kleines körperliches Ungemach war die einzige Folge seiner allzuschnellen Liebe.

Dießmal erfuhr niemand, als der treue Philipp, etwas von der wahren Beschaffenheit der Sache. Als sich Anselm nach einigen Tagen erholt hatte, sagte er zu ihm:

»Aber gesteh mir ein; es war doch ein Un»stern bey der Sache!»

»Gar nicht!» sagte Philipp lächelnd: »Auch »nicht einmal beym heiligen Beine; du hättest »nur nicht zu schnell freyen, und zu schnell »traben sollen.»

---

## Funfzehnter Abschnitt.

### Doktor Anselms dritter Versuch, und dessen glückliche Folgen.

Nun kam natürlich wieder ein kleiner Stillstand; denn Anselm war wirklich nicht nur noch schüchterner und noch vorsichtiger geworden; sondern, seine Philosophie wendete sich auf einen andern Weg. Er fing an zu bedenken, daß der Ehestand gerade nicht der einzige Weg zum Glücke wäre, und beschloß nunmehr, gar nicht zu heurathen. Er sagte sich so manche Gründe dieses Entschlusses vor, daß er ihn für unveränderlich hielt. Indessen, da er täglich Zerstreuung haben mußte, ritt und fuhr er fleißig nach Aachen, und heftete seine Augen ferner auf jedes schöne Gesicht, in der Meinung daß er sie doch auf etwas heften müsse. Unvermerkt kamen ihm die Gedanken wieder, daß es doch gut seyn würde, eine schöne Frau zu besitzen; aber so sehr er sich umsah, konnte er kein Frauenzimmer finden, welches nebst einem schönen Gesichte auch alle die andern Eigenschaften besaß, die er nun, da er das weib-

liche Geschlecht näher hatte kennen lernen, und gewitzigt worden war, für diejenige Person verlangte, welche die Gefährtinn seines Lebens werden sollte.

Anselm hatte einen Universitätsfreund Namens Platter, der dort sein guter Kamerad gewesen war, zuweilen bey seinen philosophischen Disputationen, denen Platters lebhafter Witz oft eine andere Wendung gab, aber öfter bey lustigen Gesellschaften, die niemand besser beleben konnte, als Platter. Dieser besaß ein sehr mäßiges Vermögen, das er in den Universitätsjahren, und im ersten Jahre darauf, mit Lustigkeit verzehrt hatte; und da es verzehrt war, hatte er um nichts mehr Neigung zur Traurigkeit, oder zum Arbeiten, welches ihm Traurigkeit und noch was ärgers schien. Nichts hielt er für trübseliger, als ein Amt zu suchen und ein Amt zu verwalten; und da er die Welt schon genug kannte, um zu wissen, daß er in beiden Fällen sich tief bücken und sich nach Anderer Willen richten müsse: so wählte er eine Lebensart, bey welcher er zwar sich nach Anderer Willen zu richten hatte, aber ohne sich tief bücken zu dürfen. Er hing sich an reiche und vornehme lustige Leute, und

suchte sich ihnen nothwendig zu machen, indem er ihre Unterhaltungen und ihr Vergnügen besorgte. Er war die Seele ihrer Gesellschaften: nahm nichts übel, konnte singen, trinken, jedes Gespräch wieder anheben welches unter den Schüsseln zu sinken begann, konnte Lustreisen anordnen, Spielpartieen zusammen bringen, Spott ertragen, Zweydeutigkeiten reden, in moralische Betrachtungen mit einstimmen, und im Nothfalle, wie es traf, wider die Religion und den Adel reden oder auch Betstunden beywohnen; immer gefällig, das zu thun was man wünschte. Es scheint, Personen dieser Art müßten sich viel nach Andern richten. Es ist aber in dieser Sinnenwelt wenig Gewißheit; und da Montaigne die Frage aufgeworfen hat, ob nicht vielleicht seine Katze, wenn er mit ihr zu spielen glaube, eigentlich mit ihm spiele: so kann es sich auch wohl treffen, daß die reichen und vornehmen Leute, die sich solche Menschen wie Platter halten, damit sich jemand nach ihnen richten müsse, eigentlich sich nach solchen Menschen wie Platter, ohne daß sie es merken, richten müssen.

Reisen in die Bäder machten einen wesentlichen Theil von Platters Gewerbe aus. So

war er schon seit ein paar Jahren mit reichen kranken Leuten nach Aachen zur Kur gekommen, hatte auch einmahl bey Freund Anselm vorgesprochen, wäre auch vielleicht, da er, auf den ersten Wink, an Anselms philosophischen Spekulationen und Disputationen wieder Theil nahm, mit ihm in eine nähere Verbindung gekommen. Aber, wie es denn einige unerklärliche Dinge giebt, Platter hatte eine sonderbare Antipathie gegen Philipp. Es war ihm ängstlich, wenn er den Menschen vor sich sah; und daher kam er nicht weiter in Meister Antons Haus, um so mehr, da er in der Kurzeit eine Menge Gesellschaften hatte, und dann bald wieder wegreisete. Da aber, seitdem mit der Zunahme der Industrie der Wohlstand in Deutschland so sehr zugenommen hat, die Kurzeiten, sonderlich in den Bädern wo hoch gespielt wird, immer früher angehen und später aufhören: so wollte auch Platter schon vorigen Winter in Aachen bleiben, um des vielen Reisens überhoben zu seyn. Als ein gesetzter und gefälliger Mensch, hatte er sich dort Umgang in verschiedenen guten und stillen Familien zu verschaffen gewußt, denen er die langen Winterabende kürzer machte, und so seine Zeit an-

genehm verschwinden ließ, bis die Kurzeit wieder herbeykam. Da nun Anselm diesen Herbst über Aachen so oft besuchte, so erneuerte Platter die vorige Bekanntschaft ganz ungezwungener Weise. Anselm, der gern schwatzte, erzählte ihm — freylich nicht alle Unfälle, die er mit zwey Frauenzimmern gehabt hatte. — Dazu war er allzuvorsichtig und klug. Er ließ ihn aber doch merken, daß er in manchen Dingen seine Meinung von Frauenzimmern geändert habe, daß sie nicht alle gleich solide dächten, und daß er jetzt gar nicht willens wäre zu heurathen; wenn er aber ja heurathen sollte, wolle er keine andere Braut erwählen, als eine solche, deren Schönheit durch schale Vorurtheile und leichtsinniges Betragen nicht verdunkelt würde. Platter gab ihm in Allem Recht; und, immer gefällig gegen seinen Freund, sagte er ihm selbst, aus Erfahrung, vieles vom Unterschiede wohldenkender und nicht wohldenkender Frauenzimmer; und um ihm ein Beyspiel eines Frauenzimmers von jener Art zu geben, machte er ihn mit der Jungfer Angelika L. bekannt.

Sie war die hinterlassene Waise eines Predigers in der Gegend um Krefeld; war fromm und still erzogen, und hatte in ihrer

Jugend bloß aus den schönen geistlichen Büchern Unterweisung genossen, welche den dortigen Gegenden eigen sind. Sie lebte nach ihres Vaters Tode in dem Hause eines Vaterbruders, eines Kaufmannes in Aachen, der zwar zu den Stillen im Lande gehörte, dabey aber auch in den Geschäften der Welt wohl bewandert war. Er besaß ein großes Haus, welches er zur Kurzeit an Fremde vermiethete, wodurch auch Platter bey ihm war bekannt geworden. In dieser Gesellschaft hatte sich die Nichte, ob sie gleich eingezogen lebte, zum Tone des feinern Umganges gebildet, und mehrere Weltkenntniß erlangt. Sie war sehr schön, von sanfter einnehmender Gemüthsart, sehr sittsam in ihrem ganzen Wesen; zuweilen etwas kränklich; wenn sie gesund war sehr heiter, unterhaltend, und gegen jedermann von zuvorkommender Gefälligkeit. Diese reizende Schöne zog Anselms Aufmerksamkeit auf sich. Ihre vortreflichen Eigenschaften machten bald einen andern Menschen aus ihm. Seine Abneigung gegen das Heurathen, die er für so fest hielt, daß er oft mit Philipp gezankt hatte, der sie für eine vorübergehende Laune halten wollte, verschwand vor den schönen Augen der

Jungfer Angelika, wie Eis vor der Frühlingssonne, und unser dicker Mann war in wenig Wochen wieder förmlich verliebt, und zwar in Jungfer Angelika.

Sie war ziemlich leselustig; sonderlich alles, was sanfte, empfindsame, menschenliebende, mitleidige Gesinnungen athmete, rührte sie ungemein. Aber alles Moralische hatte vorzüglich ihren Beyfall, und sie konnte sich darüber Stunden lang unterhalten. Dieß verschafte unserm Anselm die beste Gelegenheit, sehr oft bey ihr zu seyn; denn er brachte ihr Bücher, und las in ihrer Gesellschaft, wobey Platter, der schon vorher im Hause bekannt war, zuweilen den dritten Mann ausmachte, und durch seine gelegentlichen Bemerkungen zeigte, daß, wenn er gleich im Sommer meist in munterer Gesellschaft sehr zerstreut lebte, er dennoch, wenigstens im Winter und Herbste, auch in stillen Gesellschaften kein unangenehmer Gefährte war. Man kann wohl denken, daß Anselm der Jungfer Angelika manche empfindsame Romane werde gebracht haben, welches ihm die treflichste Gelegenheit gab, seine aufkeimende Liebe zu ihr bis zur schönsten Blüthe zu bringen. Dabey war diese empfindsame

Seele nicht so ausschließend für das Geistige, daß sie nicht, obgleich auf sittsame Art, gern ihren Körper geschmückt hätte. Dieß gab dem verliebten Anselm Gelegenheit, sich in Geschenken gegen sie galant zu beweisen; und wenn sie sich damit zierte, so vermehrte sich seine Liebe noch mehr: denn er freute sich, daß sie seine Geschenke schätzte, und daß sie schöner dadurch ward.

Kurz, Jungfer Angelika gewann unsers dicken Mannes Herz täglich mehr; er täglich mehr das ihrige. Diese süßen wechselseitigen Gefühle machten in ihm die Überzeugung sehr lebhaft, er werde mit dieser schönen empfindsamen, edlen Seele das so lange gesuchte Glück seines Lebens finden. Daher ging seine Liebe so schnell, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, so wie sonst, seinen Freund Philipp, selbst nach schon festgefaßter Entschließung, um Rath zu fragen; zudem hatte er mit seinem Freunde Platter schon so manches über die herrlichen Eigenschaften der Jungfer Angelika abgesprochen. Dieser warme Freund stimmte in das verdiente Lob der Schönen ein, und gestand gern, derjenige werde sehr glücklich seyn, der eine so vollkommene Person zur Gefährtinn seines Lebens erhalten könne.

Eines Tages begleitete Platter seinen Freund Anselm zur Jungfer Angelika. Die Rede kam auf Rousseau's neue Heloise. Anselm hatte, seitdem er die schöne Angelika kannte, sich aufs Vorlesen gelegt, und ward noch etwas eifriger darin, als er zu bemerken anfing, er besitze Talent zur Deklamation. Er las ein paar Briefe Rousseau's vor, worinn die heiße Flamme der Leidenschaft in schönen Worten lodert. Er las um so lebhafter, da seine eigene heiße Liebe zu ihr ihn anspornte. Jungfer Angelika ließ auch dem Feuer der Empfindungen und der Kunst des Schriftstellers alle Gerechtigkeit wiederfahren; nur zeigte sie das Unanständige in der Schilderung der unerlaubten Liebe Juliens und St. Preux. Sie sagte hiebey so viel schöne Sachen, die das edelste Feuer, Theilnehmung an Tugend, Enthaltsamkeit, Mäßigung und wahrem häuslichen Glücke verriethen, daß der gute Platter höchstunzufrieden war, als er wegen eines unvermutheten dringenden Geschäfts abgerufen ward. Anselm aber setzte voll Entzücken das Gespräch fort. Sein gutes Herz ward durch die Äußerung ihrer ungezwungen einfließenden schönen Gesinnungen, gleich einer gleichgestimmten Sai-

te, zitternd bewegt. Er brach in das Lob ihrer edlen Seele aus, und war so gerührt, daß beynahe unwillkürlich das Wort ihm entfloß: »Er werde sich unbeschreiblich glücklich schätzen, »wenn Sie auf immer die Seinige werden »wollte!« Fast erschrak er selbst, indem dieser Wunsch seines Herzens über seine Lippen ging; denn es kamen ihm natürlich seine zwey betrübten Erfahrungen abschlägiger Antworten in eben dem Augenblicke zu Sinne. Aber jetzt war er glücklicher. Die schöne Angelika sagte mit holdem Liebreize, sanft erröthend: »Ihr »Herz sey längst dem seinigen näher gekom»men;» — und was sie noch mehr sagte, kann der geneigte Leser oder Leserinn nach Gefallen sich weiter hinzudenken. »Nur,« fügte sie nach einer kleinen Pause, in der die entzückten Danksagungen des glücklichen Anselms ihr Zeit ließen, zu Worte zu kommen, ernsthaft hinzu: »sie hinge nicht von sich ab; sie »ersuche ihn also, mit ihrem Oheime und übri»gen Verwandten deßhalb zu sprechen.»

Dieß geschah. Der Oheim und die Verwandten gaben ihre Einwilligung, als gute Wirthe. Denn Jungfer Angelika war freylich reich an Schönheit und Empfindsamkeit; be-

son-

sonders aber an Ausdrücken der Moralität, des Edelmuths und der Wohlthätigkeit, wovon ihr Mund beständig überfloß; aber mit Glücksgütern war sie ganz und gar nicht versehen: hingegen Doktor Anselm galt für sehr reich. Sie ließen also allerseits die ihrer Meinung nach günstige Gelegenheit keinesweges fahren, sich einer Person zu entledigen, von welcher ihre ökonomische Weisheit die Möglichkeit voraussah, sie könne ihnen einmal zur Last werden.

Die Heurath ward einige Wochen nachher in den schönen Tagen des May's, des Wonnemonds da sich die ganze Natur zur Liebe neigt, vollzogen; und der Himmel hing, wie man bey jungen Ehepaaren zu sagen pflegt, voll Geigen.

## Sechszehnter Abschnitt.

### Kaufmännische Klugheit und philosophische Spekulation mit häuslicher Zärtlichkeit gekrönt.

Anselm war außer sich vor Freuden. Er hatte häusliches Glück mit einer schönen und zärtlichen Frau so lange gewünscht, und sah sich nun am Ziele seiner Wünsche. Er sah den Plan, den er sich von Jugend auf gemacht hatte, gelungen; er sah im Geiste die Folgen desselben bis in sein spätestes Alter in so heiterm Lichte, als ihm dieses seine lebhafte Einbildungskraft nur vorstellen konnte, welche durch die Honigwochen seines Ehestandes mit reizenden Bildern noch lebhafter angefüllt ward.

Der geneigte Leser wird schon bemerkt haben, daß unser dicker Mann das worauf er verfiel, von ganzem Herzen und mit dem heftigsten Bestreben that, und daß er seit einiger Zeit, auf seine Kosten, recht viel solider und nachdenkender geworden war, als vorher. Also liebte er jetzt nicht nur seine junge Frau von ganzem Herzen; sondern als ein weiser Mann

bedachte er nun auch die Pflichten eines Hausvaters, und nahm sich ernstlich vor, sie in ihrem äußersten Umfange zu erfüllen. So gleichgültig er bisher gegen Geld und Geldeswerth gewesen war (welche besagte Gleichgültigkeit ihm dadurch ziemlich war erleichtert worden, daß es ihm in seines Vaters Hause von Jugend auf nie an Gelde fehlte); so sah er doch nun ein, er werde eine zahlreiche Nachkommenschaft haben, und entschloß sich, aus Liebe zu seinen künftigen Kindern, reich zu werden.

Zu diesem Behufe faßte er den Vorsatz, sich der Verwaltung der Manufaktur mit verdoppeltem eigenen Fleiße zu unterziehen. Nachdem er dieselbe nochmal examinirt, und reiflich darüber nachgedacht, auch mit Philipp in Betreff dieser Sache manchen vergebenen Wortwechsel gehabt hatte: entschloß er sich, die Anzahl der Stühle und der Arbeiter zu verdoppeln, und machte seinem Freunde Philipp etwa einen Monat nach der Hochzeit seine Willensmeinung darüber bekannt.

Philipp that dennoch — wir wissen nicht, ob aus eingewurzelten Vorurtheilen, oder aus andern Ursachen — alles Mögliche, um unserm dicken Manne die Vergrößerung seiner

Manufaktur auszureden. Es ist wahr, er hatte manche scheinbare Gründe anzuführen. In der That schien es, als hätte sich Anselm bis jetzt für reicher gehalten, als er war; wenigstens hatte er so gelebt. Sein Vater hatte durch Fleiß und Frugalität ein ziemliches Kapital zurückgelegt; dahinein war, wie schon bemerkt ist, von unserm jovialischen dicken Manne etwas tief gegriffen worden; denn zu der Art, wie er lebte, konnten die Einkünfte der Manufaktur bey weitem nicht zureichen. Außerdem war die Manufaktur, aus Mangel des Absatzes, in den letzten Jahren nicht so stark gegangen; und Philipp blieb bey der Meinung, sie jetzt zu vergrößern müsse Schaden bringen, zumal da schon ein starker Vorrath von Tüchern auf dem Lager war. Seine Vorstellungen aber halfen nichts. Alles, was er über Anselm erlangen konnte, bestand darin, daß die schon beträchtliche Anzahl der Stühle nur mit einem Drittel vermehrt ward. Weniger konnte aber auch nicht geschehen. Denn Anselm fand, um seine künftig sich vergrößernde Haushaltung zu unterhalten, durchaus nöthig, größere Geschäfte zu machen. Darauf ließ sich nun nichts weiter einwenden. Auch fand An-

selm, mit seinem offenen Kopfe, sogleich Rath, sich von dem großen Vorrathe der Waaren los zu machen. Er gab seinen auswärtigen Abkäufern größern Kredit als vorher, und schickte einem Korrespondenten in Polen eine große Anzahl Stücke in Kommission. Auf diesen Gedanken war freylich Philipp nicht gekommen; und vielleicht wendete er bloß deßwegen viel dawider ein, weil er einen so glücklichen Einfall nicht selbst gehabt hatte. Aber dem sey, wie ihm wolle! Das Waarenlager ward nun in ein paar Monaten so aufgeräumt, daß dessen Umfang ferner keinen Grund gegen die Vergrößerung der Manufakturarbeiten abgeben konnte. Die Stühle wurden also vermehrt, Vorrath von Wolle und Garn gekauft, und eine Menge neuer Arbeiter angesetzt. Anselm war von der Richtigkeit und Nothwendigkeit seiner Spekulation durch reifes Nachdenken überzeugt. Er konnte sich warlich nicht vorwerfen, leichtsinnig dabey zu Werke gegangen zu seyn, da er manche Stunde darüber nachgedacht, und jeden Zweifel des den Ideen seines Plans wirklich ziemlich furchtbaren Philipps mit einem Syllogismus beantwortet hatte. Nun konnte ihm Philipp die Prämis-

sen keines einzigen derselben durch einen andern Syllogismus widerlegen; daher war er von der Wahrheit der Resultate so fest überzeugt, daß er sich nicht einen Augenblick bedachte, da sein baarer Geldvorrath, durch die wöchentliche Bezahlung so vieler Arbeiter, bald erschöpft ward, zum Behufe der so heilsamen Vergrößerung seiner Manufaktur kurz nach einander ein paar beträchtliche Kapitalien aufzunehmen.

Es giebt Kaufleute, griesgramige magerbäckige Gesichter, welche für Spekulationen, wodurch der Handel bis ins Unendliche getrieben wird, keinen Sinn haben. Sie begnügen sich, ganz engherzig ihr eigenes Kapital oder wenig darüber in Umlauf zu bringen, oder gar nur zu sorgen, es allenfalls mit einer geringen jährlichen Vermehrung zu erhalten. Diese werden nicht ermangeln, über unsern dicken Mann die Achseln zu zucken, daß er den größten Theil seines Vermögens theils auf übermäßigen Kredit weggab, theils gar in ein weit entferntes Land auf einen ungewissen Kommissionshandel wagte, und zugleich ein sehr großes Kapital aufnahm, um seine Manufaktur zu einer Zeit beträchtlich zu vergrößern, da der Ab-

satz sehr zu fallen schien. Aber diese altväterischen Schreibstubensitzer erwägen nicht, daß unser Anselm sich in der Nothwendigkeit sah, größere Geschäfte zu machen, um seine nun vergrößerte Haushaltung ferner mit Anstand zu führen. Man könnte diesen kurzsichtigen Tadlern, die nicht für Recht halten, man dürfe mehr wagen als man selbst besitzt, bloß deßwegen, weil man mehr Geschäfte machen will, das Beyspiel ansehnlicher Komtore, ja ganzer Handlungsplätze entgegensetzen, wo noch größere und weit aussehendere Spekulationen betrieben, und bloß mit der Nothwendigkeit die Geschäfte zu vergrößern entschuldigt werden.

Es ist freylich wahr, daß die Kaufleute, welche jetzt Spekulationen bis zu einer Größe treiben, die denjenigen erschrecken könnten, welcher die Sache nicht versteht, gewöhnlich dabey eine Vorsicht gebrauchen, an die unser dicker Mann wohl nicht denken konnte, da er bisher der Wolfischen Philosophie kundiger war, als der feinen Handlungsgebräuche. Diese Kaufleute fabriziren nicht selbst; noch weniger nehmen sie zum Behufe einer Manufaktur ein großes Kapital auf. Sie verschreiben vielmehr,

da jetzt der Kredit so leicht gemacht wird, binnen kurzem aus Frankreich, Holland und England, von verschiednen Orten her, einen Vorrath von Waaren, der ihr eigenes Vermögen dreißig und mehrmal übersteigt; welchen sie denn mit kühnem Muthe in entfernte Länder verborgen. Gelingt es ihnen: so gewinnen sie ansehnlich, werden als kluge und große Kaufleute verehrt, und wagen nun wieder eben so große Posten, bis es einmal nicht gelingt. Dieß scheint dann dem gemeinen Haufen ein Unglück; aber der spekulirende Kaufmann, welcher die Gefahr vorher sah, hält es eben nicht dafür. Nicht er, sondern die Menge der fremden Kreditoren haben die Gefahr zu tragen. Er verläßt sich darauf, vortheilhaft mit einem Verluste von vierzig oder funfzig vom Hundert zu akkordiren, wobey er mit Rechte voraussetzt, daß fremde Fabrikanten eher geneigt seyn müssen, einen solchen Akkord einzugehen, als einheimische Wechselgläubiger, vor denen er sich hütet. Es müßte bey einem Akkorde, den der klügere Kaufmann über den dreyßigfachen Werth seines Vermögens schließet, wunderlich zugehen, wenn er sein wirkliches Vermögen nicht rettete und

vielleicht noch mit der Hälfte vermehrte. Dieses, und die Anzahl der Kreditoren, welche macht, daß keiner ganz zu Grunde geht, hilft ihm, daß er nach geschlossenem Akkorde ganz unbesorgt seyn kann, ferner Kredit zu bekommen und weiter zu handeln; denn das versteht sich. Auf diese feinen Kaufmannskünste, wodurch jetzt die Handlung, und durch sie die fabrizirende Industrie, bis auf einen Gipfel steigt, daß es beynahe scheinen möchte, beide würden sehr bald wieder herabstürzen müssen, war unser dicker Mann freylich nicht bedacht. Er war ehrlich genug, sein eigenes und seines nächsten Nachbars Vermögen auf eine ganz neue Spekulation zu wagen. Aber da er alles nach der ihm so geläufigen mathematischen Methode untersucht hatte; so glaubte er vorauszusehen, daß seine Spekulation gewiß den sichersten Vortheil abwerfen werde. Wollte er nun diesen Vortheil nicht entbehren; so waren, wie er ebenfalls demonstriren konnte, die Versendung beynahe seines ganzen Waarenlagers in Kommission, und die Anleihe eines großen Kapitals, ganz nothwendige Maaßregeln.

Die gedachte Anleihe aber ward noch in einer andern Absicht nothwendig. Eben zu

der Zeit, da unser dicker Mann eine so schnelle Revolution in seinem Manufaktur- und Handlungswesen vornahm, entstand in seinem häuslichen Wesen auch eine Revolution, die sich zwar unvermerkt entspann, aber fast schneller fortging, als jene. Die zärtliche Frau Angelika hatte mancherley Bedürfnisse. Sie mochte sich gern putzen. Daran hatte nun der verliebte Anselm selbst seinen Gefallen, und gab alle Kosten gern her, um einen so schönen Körper noch mehr zu zieren. Aber Frau Angelika wollte auch ihren Putz gern zeigen. In Vaals war niemand, für den es der Mühe belohnte; daher mochte sie gern oft in Aachen seyn, und dazu wollte sie eine Kutsche mit vier Pferden angeschafft wissen. Anselm besaß selbst zwar eine ziemliche Anlage sich gern geltend zu machen; indeß hatten Philipp's ökonomische Zweifel, obgleich alle durch die Kraft logischer Schlüsse widerlegt, doch einen gewissen Eindruck auf unsern dicken Mann hinterlassen. Er fing also itzt an vorher zu berechnen, da er sonst nur untersucht und Schlüsse gemacht hatte; und da schienen ihm die Kosten der Anschaffung und der Unterhaltung so beträchtlich, daß er es der Mühe werth hielt, seine arith-

metischen Resultate der jungen Frau mitzutheilen. Diese sanfte Seele merkte aber nun erst, daß er, seitdem er auf das Manufakturwesen so sehr Acht gab, sich weniger mit ihr beschäftige. Sie schloß daraus auf eine Abnahme seiner Liebe, da sie sonst sein Alles gewesen war, und zerfloß in Thränen, indem sie seinen Wankelsinn zärtlich anklagte. Anselm suchte sie zu beruhigen; aber ihre Nerven waren schwach. Sie bekam verschiedene Zufälle. Als sie sich wieder erholte: erfolgte die zärtlichste Scene der Versöhnung. Die sanfte Angelika begab sich, bloß aus Liebe zu ihrem Anselm, der Forderung der Kutsche und Pferde, ob sie wohl nicht leugnen mochte, sich dieselbe sehr gewünscht zu haben, zumal da bey ihrem nervenschwachen Körper der Arzt ihr den Gebrauch der frischen Luft so sehr empfohlen hatte. Aber sie versicherte ihren Anselm zu innig zu lieben, um nicht seiner Klugheit, der sie unter zärtlicher Umarmung den Vorzug vor der ihrigen gern zugestand, Alles aufzuopfern. Der zärtliche Anselm hingegen, um solche große Entäußerung zu belohnen, ging von Stund' an nach Aachen, kaufte, ohne weiter zu rechnen, eine Kutsche und vier engländische Pferde, und

that noch eine niedliche leichte Birutsche hinzu, damit sein Liebchen die schöne Witterung recht gemächlich genießen könnte.

So sehr sich die schöne Angelika auch ihres Wunsches entäußert hatte; so große Freude machte ihr doch die ganz unvermuthete Erfüllung desselben. Die Folge davon waren einige sehr glückliche Tage zwischen beiden Eheleuten, die um so glücklicher wurden, da sich zugleich zeigte, daß Angelika ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen trug, worüber der gute Anselm vor Freuden fast außer sich gerieth.

Indeß alle Tage waren freylich nicht gleich heiter. Wir haben schon manchmal bemerkt, daß Anselm einen großen Vorrath von Philosophie, folglich von Weisheit besaß. Die wollte er bey seiner Angelika anwenden, ihr seine Wünsche offenbaren und ihr manchen guten Rath ertheilen. Aber die liebe Frau war nervenschwach. Die Weisheit eines Mannes war ihr ein zu starkes Hausmittel. Sie bekam davon Vapeurs und Zittern in den Gliedern; und der gute Anselm mußte also diese geistige Arzeneyen nur nach und nach dispensiren, und endlich bald damit ganz inne halten, um so mehr, da darauf gewöhnlich bittere Klagen er-

folgten, daß er sie nicht mehr liebe. Diese irrige Vermuthung gründete sie bey solchen Gelegenheiten darauf, daß er so viel Zeit in seiner Schreibstube mit seinen Manufakturgeschäften zubringe. Anselm, welcher vermeinte, daß er gerade aus Liebe zu ihr und ihren künftigen Kindern sich mit dem undankbaren Geschäfte reich zu werden abgäbe, konnte gar nicht begreifen, wie sie ihn so sehr verkennen möchte, und wie es zugehe, daß er sie von der rechten Beschaffenheit seiner Liebe nicht zu überzeugen vermochte, ob er ihr gleich oft weitläuftig vordemonstrirte, daß sein Fleiß in Handlungsgeschäften nur aus heißer Liebe zu ihr entspringen könne.

Man mußte indeß der Frau Angelika die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie ihrem Anselm nie einen Mangel von Liebe vorwarf, als nur wann er etwas, was er wollte, gegen ihren Willen durchsetzen, oder etwas was sie verlangte, z. B. ein neues Kleid, ein Stück Juwelen oder andern kostbaren Putz, nicht gleich gewährte. Fiel dergleichen vor, welches nicht selten geschah, so machte sie ihm freylich Vorwürfe, daß er ihr nicht genug Gesellschaft leiste. Sonst aber war sie billig genug, ihn

an seinen Geschäften nicht zu hindern; und theils deßwegen, theils um Wagen und Pferde, da sie einmal da waren, doch zu gebrauchen, fuhr sie fast täglich während der Kurzeit nach Aachen, wo sie an allen dortigen Lustbarkeiten, Assembleen, Bällen u. s. w. Theil nahm, nicht um der Lustbarkeiten willen, sondern um ihre Verwandten zu besuchen und ihren schwachen Körper zu stärken. Dahin wollte sie nun Anselm oft begleiten: und dieß ließ sie auch zu; doch erinnerte sie ihn oft, wie mannichfaltig seine Geschäfte wären, und daß er doch wenigstens nichts dabey versäumen möchte. Eigentlich war es auch nicht höchstnothwendig, daß Anselm die Lustreisen nach Aachen mitmachte; denn um ihr den Arm zu geben, war ihr gewöhnlicher Begleiter Freund Platter genug, welcher nun ein völliger Hausfreund geworden war. Frau Angelika hatte ihm nämlich ein Absteigequartier in Anselms Hause bereiten lassen, welches er auch, wenn er mit ihr zurückkam, fleißig benutzte.

Bisher haben wir an unserm dicken Manne immer viel jovialischen Muth, und noch nicht die geringste eigensinnige Laune bemerkt. Wir wissen also selbst nicht, wie es zuging, daß er

sich einer so nothwendigen Anordnung seiner guten Frau einigermaßen widersetzte. Sie mußte doch auf ihren öftern Gesundheitsreisen nach Aachen jemand zum Begleiter haben; und dazu schickte sich niemand besser, als Platter: weil derselbe ihr und ihrem Manne nun schon lange bekannt war, und während der Kurzeit ohnedieß täglich in Aachen gegenwärtig seyn mußte, indem er Antheil an einer von den dortigen Pharobanken hatte. Da sie nun beide nicht selten erst nach Mitternacht, sie vom Balle und er vom Spieltische, nach Hause kamen: so war nichts natürlicher und zugleich bequemer, als ihm ein Absteigequartier im Hause zu geben, damit zugleich Frau Angelika um so leichter den folgenden Tag wieder einen Begleiter nach Aachen, und auch wohl in den Frühstunden eine Gesellschaft fände.

Indeß hatte der gute Anselm wohl einige Gründe anzuführen, warum er mit dieser sonst so bequemen Einrichtung nicht ganz zufrieden war. Es würden seine Gründe bey der so sanften, so zärtlichen und besonders, wie wir oben gesehen haben, zu allem moralisch Guten so geneigten Frau Angelika auch gewiß Ein-

gang gefunden haben, wenn nicht unglücklicherweise, sobald er anfing diese Gründe auseinander zu setzen, sie immer sogleich ihre Nervenschwäche angetreten hätte. Anselm war ein zu guter Arzneykundiger, um nicht die Natur solcher Krankheit bald einzusehen, welche nicht irritirt seyn will; daher er sich bald entschließen mußte, seine sonst guten Gründe lieber bey sich zu behalten. Seine Frau erkannte auch den ganzen Werth dieser medicinischen Vorsicht, und belohnte ihn, wenn er schwieg, mit so manchem freundlichen Blicke, daß sich sein Geist wenigstens manche Viertelstunde aufheiterte und dadurch das gesunde und runde Ansehn seines Körpers äußerlich keinen Abgang litt.

Zu leugnen ist indeß nicht, daß sein lange vorher überdachter Plan des größten Lebensgenusses im häuslichen Glücke, dessen Ausführung er sich vor wenigen Monaten als schon gelungen vorgestellt hatte, jetzt noch nicht ganz in Erfüllung zu gehen schien. Er faßte sich aber in Geduld, wie ein Philosoph, und tröstete sich mit der Hoffnung, alles werde in seinem Hauswesen anders und besser werden, wenn dasselbe nur erst mit einem jungen gesun-

den

den Erben vermehrt seyn, und wenn die mütterliche Zärtlichkeit dadurch neue Nahrung erhalten würde. Obgleich dieser Zeitpunkt leicht zu bestimmen war: so rechnete er ihn doch mehrmal umständlich aus; es gab dann selige Viertelstunden, in denen er beynahe noch angenehmere Aussichten hatte, als der fromme Lavater in die weite Ewigkeit. So froh aber auch seine Hoffnungen für die Zukunft waren: so drückte ihn zuweilen sein gegenwärtiger Zustand ein wenig; und es trat ihn sogar mitunter einiger Unmuth an: eine Empfindung, wovon er, so lange er denken konnte, noch keine Erfahrung gehabt hatte.

Also war ihm Zerstreuung nöthig. Er hätte sich freylich mit seinen Manufakturgeschäften genugsam zerstreuen können, und auch wohl zerstreuen sollen, da ihn seine liebe Frau, wie schon gesagt, nicht selten erinnerte, nichts darin zu versäumen. Wir glauben aber, schon genug zu erkennen gegeben zu haben, daß unser guter dicker Mann zwar ein Geschäft, wovon die Idee in seinem Geiste einmal lebhaft ward, mit großem Eifer zu betreiben anfing; daß aber das Ausdauren eben seine Sache nicht war. Daher ward ihm auch nach wenigen

Monaten die Vergrößerung seiner Manufakturgeschäfte, ob er sie gleich selbst veranlaßt hatte, ziemlich zur Last, und täglich lästiger, je mehr sich Schwierigkeiten fanden und häuften, welche er nicht vorher gesehen hatte. Er blieb also fast ganz von seiner Schreibstube weg, und überließ das meiste seinem Philipp. Dieß schien ganz vernünftig zu seyn. Denn da Philipp die Schwierigkeiten die sich jetzt fanden, alle vorausgesehen hatte: so war zu vermuthen, er würde denselben besser ausweichen können, als Anselm, welcher nie an Schwierigkeiten gedacht hatte.

Indeß würde unserm dicken Manne, dessen Geist immer mehr als Eine Beschäftigung haben mußte, diese seine Unthätigkeit doppelt zur Last geworden seyn, zu einer Zeit, wo er einen neuen Gegenstand nöthig hatte, um nicht allzu lebhaft an manches zu denken, was in seinem Hause vorging. Glücklicherweise war damals eben erst Kant's Kritik der reinen Vernunft und die darauf gegründete Metaphysik der Sitten in der Gegend von Vaals und Aachen bekannt geworden, wohin die neuen litterarischen Erfindungen etwas später durchzudringen pflegen. Dieß war Philosophie, und

etwas Neues. Wegen beider Ursachen mußten diese berühmten Werke unsern dicken Mann mit großer Macht an sich ziehen. Er studirte sie mit anhaltendem Eifer, und vergaß eine Zeitlang darüber seine Manufaktur und den Hausfreund seiner Frau. Besonders die Lehre vom kategorischen Imperativ zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich; und er verfolgte dieselbe mit dem reifsten Nachdenken, bis er sich von der Richtigkeit derselben völlig überzeugte. Vielleicht trug selbst die Lage seines Hauswesens etwas dazu bey, diese Überzeugung mehr zu beschleunigen; denn es ist wohl kein Imperativ kategorischer, absoluter und autonomischer, als der Willen einer schönen und nervenschwachen Frau. Da nun sowohl die Kritik der praktischen Vernunft, als der Hausfrieden, welcher leicht hätte sehr kritisch werden können, unserm dicken Manne Geduld empfahl: so hatte er denn auch Geduld.

Die liebe Frau Angelika gab ihm freylich hin und wieder guten Anlaß, diese christliche Tugend zu üben. Nachdem theils die Kurgesellschaft in Aachen, und folglich die Assembleen und Bälle, ziemlich dünne geworden waren, theils der Fortgang ihrer Schwanger-

schaft ihr dieselben unbequem machte: blieb sie zu Hause; und nun war Freund Platter, der fast nicht aus dem Hause wich, ihre beständige Gesellschaft, sowohl in ihrem Zimmer, als wenn sie ausfuhr, um an schönen Herbsttagen frische Luft zu schöpfen. Der Ehemann beschäftigte sich zwar damals vorzüglich mit der transscendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe; aber er ward doch dabey auf manches sehr aufmerksam, was in der Sinnenwelt seines Hauses vorging; und ward darüber abermal etwas grießgrämig. Freylich, wenn man nicht sicher gewußt hätte, daß Ehefrau Angelika ihren runden Anselm liebte, hätte es zuweilen den Schein haben können, er wäre ihr nicht allein gleichgültig, sondern sogar zuwider. Denn wahr ists, daß sie ihn zuweilen anfuhr, wenn er ihre Leseübungen mit Platter durch seine Gegenwart störte, oder bey einer Spazierfahrt der dritte Mann zu seyn Lust hatte. Das wußte ihm aber nicht nur Freund Platter als eine von den Grillen vorzubilden, die er sehr mißbilligte, welche aber der jetzige Zustand der guten Frau einigermaßen entschuldigen mochte; sondern auch die gute Frau riß ihn zuweilen selbst aus seinem Un-

muthe, wann sie ihn herzlich umarmte und mit den zärtlichsten Namen bewillkommnete. Zufall war es, daß sie gerade immer zu eben der Zeit auch etwas von ihm verlangte, welches er denn einer so zärtlichen Frau nicht abzuschlagen vermochte. Jezuweilen gab ihm zwar ein übler Genius den Verdacht ein, als ob die Liebkosungen und die Forderungen einen Zusammenhang hätten; aber wenn er alles mit reifem Nachdenken überlegte, fand er, daß ein solcher unbilliger Argwohn, zufolge der hier angewendeten Kritik der reinen Vernunft, nur ein Gedankending oder ein leerer Begriff ohne Gegenstand sey; ja zuweilen war er gar geneigt, ihn für ein Unding oder für einen leeren Gegenstand ohne Begriff, für ein Nihil negativum — das heißt, für das was die meisten philosophischen Disputationen sind — zu halten. Er schlug sich also die Grillen aus dem Sinne, und fand es viel besser, sich an der reinen Anschauung der zärtlichen Liebkosungen seiner lieben Gattinn zu weiden.

Er hatte hiezu besonders an einem Tage Gelegenheit, den er zu den vergnügtesten seines Lebens rechnete. Schon vom ersten Mor-

gen an war seine liebe Angelika, obgleich immer nervenschwach, in der heitersten Laune. Sie hatte mit ihm die angenehmste Mittagsmahlzeit Kopf bey Kopf, wie man es in neufränkischem Deutsch geben würde, gehalten; denn Freund Platter war schon den vorigen Tag verreiset, und Angelika forderte dießmal auch nach der Mahlzeit die Gesellschaft ihres lieben Anselms. Sie fuhr mit ihm in der offnen Birutsche im heitersten Wetter spazieren, und saß nachher mit ihm Hand in Hand unter dem liebreichsten Kosen. Gegen Abend kam sie freylich unvermerkt auf andere Materien, und eröffnete eine Bitte, die ihn einigermaßen überraschte. Die Sache war folgende: Freund Platter hatte im vorigen Sommer am Spieltische verloren, und auch noch sonst manche kleine Schulden gemacht. Darüber hatte er einem Wucherer eine Verschreibung von 5000 Speciesthalern oder 12000 Aachener Gulden ausgestellt. Sie war fällig; aber der Inhaber erbot sich, dem Schuldner auf vier Monate Frist zu geben, wenn Anselm sich dafür verbürgen wolle. Dieß war es, warum Frau Angelika ihn bat, und wobey er anfänglich ein wenig stutzte. Frau Angelika bekam zwar einige Anfälle von Nervenschwäche,

umarmte aber bald ihren mit alkali-fluor ihr beyspringenden Anselm auf das herzlichste; und gab ihm dabey zu bedenken, daß man ja nicht baare Bezahlung, sondern nur Unterschrift von ihm verlange, daß Platter gegen vier Monate gewiß wieder andere Spielschulden würde einkassiren können, ja, daß es auf den schlimmsten Fall keine Mühe kosten würde, die Zahlungszeit weiter zu verlängern. Dabey stellte sie ihm rührend das Edle der Handlung vor, einen hülfsbedürftigen Freund aus so großer Verlegenheit zu retten. Hier traf sie Anselms schwache Seite. Denn Mangel an Gutherzigkeit war sein Fehler nicht, und er konnte auch edelmüthig seyn, wenn nur seine eigene Gemächlichkeit dabey nicht in Kollision gerieth. Er verbürgte sich also, nach einer kurzen Überlegung, unter den zärtlichen Liebkosungen seiner Frau, die ihm die Verschreibung vorlegte. Die kurze Überlegung die Anselm dießmal anstellte, führen wir nicht ohne Ursache an. Sie zeigte, daß er weder ein bloßer Bel-esprit, noch ein bloßer Philosoph war. Er erinnerte sich, daß es die Regel eines jeden soliden Kaufmannes ist, sich nicht auf eine Frist zu verbürgen, wenn er nicht gewiß weiß, daß er alsdenn Kasse zur Zah-

lung haben wird; daher kam seine anfängliche Unentschlossenheit. Er besann sich aber, daß er ja, noch ehe die vier Monate vorbey wären, den ersten Zahlungstermin von sechstausend Speciesthalern für die auswärts verkauften Tücher zu erwarten hätte, ohne das, was gegen die Zeit von den in Polen in Kommission liegenden eingehen müßte. Er glaubte also allenfalls eine solche Summe der Rettung eines Freundes aufopfern zu können, und fand sich noch dazu durch die Liebkosungen seines Weibchens mehr als belohnt. Dabey unterließ er nicht, seiner Klugheit ingeheim ein kleines Kompliment zu machen, daß er auf den glücklichen Gedanken gekommen war, seine Geschäfte zu vergrößern, und besonders sein Lager von Tüchern zu einer günstigen Zeit nach Polen zu senden; denn hierdurch war er nun besser in den Stand gesetzt, seinem Freunde Platter zu dienen; welcher Freund denn auch nicht ermangelte, am folgenden Tage sich einzufinden. Anselm empfing von ihm eine Gegenverschreibung wegen der Bürgschaft für 12000 Aachener Gulden. Platter vereinigte seinen lebhaftesten Dank mit den süßesten Liebesbezeugungen Angelikens, wodurch Anselm fühlte, er sey einer der glücklichsten Menschen.

## Siebenzehnter Abschnitt.

### Unvermuthete Vorfälle, welchen Anselms Klugheit und philosophische Spekulation beynahe nicht gewachsen gewesen wäre.

Anselm hatte nun in kurzer Zeit schon mancherley Erfahrungen gemacht, und vieles in seinem Ehestande, welcher immer das äußerste Ziel seiner jugendlichen Entwürfe eines glücklichen Lebens gewesen war, ganz anders gefunden, als seine Imagination und seine Spekulation, die beiden Grundpfeiler aller seiner Plane, es ihm hatten vorstellen können. Seine Theorie vom häuslichen Glücke fand er immer noch vollkommen gegründet, besonders nachdem er sie nach der kritischen Philosophie berichtigt hatte; aber da kam der verzweifelte Hausfreund, und die Verbürgung, als zwey Thatsachen dazwischen. Nun sind Thatsachen eigensinnige widerspänstige Dinge, wodurch, wie die traurige Erfahrung lehrt, oft die hellesten Theorieen dunkel gemacht werden. Zuweilen hatte unser dicker Mann darüber mancherley Gedanken, denen er nicht lange nachhängen

mochte, und sich daher bald entweder der kritischen Philosophie oder den Liebkosungen seiner Angelika in die Arme warf, welche seit der letzten Gefälligkeit durch die geleistete Bürgschaft für ihren gemeinschaftlichen Freund, viel häufiger wurden. Anselm fühlte sich dadurch so glücklich, daß er darüber oft sogar nicht nur den transscendentellen Schein, sondern auch den empirischen Schein, als möge in seinem Hauswesen und in seinem Ehestande nicht alles nach seinem Plane gehen, auf eine Zeitlang vergaß.

So waren etwa sieben Monate seit der Verheurathung unsers guten dicken Mannes verflossen. Anselm war eines Tages sehr vergnügt gewesen, weil Frau Angelika, obgleich kränklich, ihre Liebesbezeigungen gegen ihn verdoppelte. Er fühlte das große Glück diese Frau zu besitzen, und überzeugte sich, daß die kleinen vorübergehenden Launen unbedeutend wären. Er überlegte nicht allein, wie schön und wie herzlich sie war, sondern auch wie voll von feinen Gesinnungen, wobey er sich lebhaft der ersten glücklichen Zeit der Bewerbung, und der Lektur der neuen Heloise, begleitet mit den moralischen Betrachtungen der Frau Angelika,

erinnerte. So war unser dicker Mann frohes Muthes, als sich mit einemmale plötzlich in seinem Hause alles änderte. Den ersten Anfang machte ein Zufall, den niemand, und er am wenigsten, vermuthete. Die schöne Angelika ward in der Nacht unpaß; und wenige Stunden darauf ward sie von einem Knaben entbunden, der gesund und eben so vollständig und rund war, als Anselm selbst, wie er geboren ward. Diesen Zeitpunkt glücklich zu erleben, war immer sein liebster Wunsch, und der Gegenstand mancher Ausrechnung gewesen; aber diesen Wunsch so früh erfüllt zu sehen, machte ihn staunen und etwas bestürzt. Er hatte zwar die gerichtliche Arzneykunde zu gut studirt, um nicht zu wissen, daß eine siebenmonatliche Geburt für ächt erkannt werde; aber daß ihm gerade selbst ein so seltener Fall begegnen sollte, gefiel ihm nicht, und brachte ihm allerley Gedanken in den Kopf. Doch er hatte nicht lange Zeit, denselben nachzuhangen; denn andre Gemüthsbewegungen warteten seiner. Das Kind verfiel am dritten Tage in Gichter, und starb aller von ihm angewandten Mittel ungeachtet. Er lenkte nun seine Sorgfalt auf die Mutter, welche nicht aus einer

sehr schädlich auf sie wirkenden Unruhe zu bringen war. Sie erlag unter derselben, und starb wenige Tage darauf unter vielen Thränen, welche Thränen der Reue schienen.

Anselm war durch diese Vorfälle im Innersten gerührt. Bald aber stürmten noch mehrere Unfälle auf ihn zu. Platter verschwand, und es zeigte sich, daß er sehr viele Schulden hinterließ. Für Anselm blieb nichts übrig, als die Verschreibung zur Verfallzeit zu bezahlen. Als er darauf dachte, kam die Nachricht, daß der größte Theil der nach Polen in Kommission geschickten Tücher noch unverkauft läge, und daß der auswärtige Kaufmann, auf den, für verkaufte Tücher, der Werth von 6000 Thaler Species trassirt war, zu zahlen aufgehört habe. Die vermehrten Stuhlarbeiter erforderten wöchentlich eine ansehnliche Bezahlung; und die Tücher, welche sie lieferten, waren vor der Hand nicht abzusetzen. Alle diese Unglücksfälle mußten den gänzlichen Sturz des Hauses und der Manufaktur verursachen. Durch Anselms neue Einrichtungen war also das ganze Werk, welches sein Vater mit so viel Fleiß und Sparsamkeit gestiftet und viele Jahre lang erhalten hatte, in wenig Monaten zusammengestürzt,

und seine eigene Wohlfahrt unwiderbringlich verloren. Er überließ sich, beynahe ohne Besinnung, einem wüthenden Schmerze.

Man sollte denken, die vielen Wissenschaften, besonders die Philosophie, wovon unser guter dicker Mann sogar zweyerley sich widersprechende Systeme vollkommen inne hatte, müßten bey solchen harten Zufällen Stärke und gesetzten Muth geben, um Unglück zu ertragen und besonnen zu bleiben; aber die Erfahrung lehrt gemeiniglich das Gegentheil. Leute, welche den Kopf mit Wissenschaft und Weisheit vollstopfen, sind wie die guten Hausfrauen, welche ihre Wohnzimmer entweder beständig so naß waschen, daß sie nicht darin wohnen können, oder so weiß scheuern und zierlich aufputzen, daß sie sich darin zu wohnen nicht getrauen. Sie behelfen sich dann lebenslang in einer schmutzigen Schlaf- oder Polterkammer, und wohnen lieber gar nicht in ihren Zimmern. Aus einer gleichen Ursache scheinen die gelehrten Philosophen ihre Philosophie in der wirklichen Welt so wenig brauchen zu können. Sie ist entweder noch scheuernaß; oder sie befürchten, wenn sie angegriffen würde, müßte sie wieder gescheuert werden.

Philipp, ohne alle Theorie und Philosophie, behielt bey diesem Unglücke seine Besonnenheit, unter andern auch deßwegen, weil er einen Theil der Unfälle vorausgesehen, und zuweilen auch, ohne gehört zu werden, vor deren Veranlassungen gewarnt hatte. Er leistete die nützlichsten Dienste. Anselm, der nun allen Muth verlor, überließ sich und seine Wohlfahrt ihm ganz; und das war noch klug gehandelt. Philipp kannte die wahren Vortheile der Manufaktur und der Handlung, welche nur durch die unüberlegte Vergrößerung und durch die schlechte Haushaltung so sehr waren vermindert worden. Er verkaufte gleich Kutschen und Pferde, und schränkte das Haus nur auf die allernöthigsten Ausgaben ein. Er dankte einen Theil der nicht nöthigen Arbeiter ab. Er fand Mittel, die übrigen, welche in Thätigkeit mußten erhalten werden, vor der Hand richtig zu bezahlen. Er hatte das Glück, durch einen treuen Korrespondenten das polnische Kommissionslager, obgleich mit Schaden, doch baar zu verkaufen, und dadurch, selbst zur Verwundrung des Wucherers, die Verschreibung zur Verfallzeit zu bezahlen. Anselm fing nun selbst an, wieder einigen Muth zu

fassen. Philipp hatte zu allen nöthigen Ausgaben Geld gefunden, und war dadurch im Stande, die Manufaktur noch einige Monate lang mit Nutzen und Ehren zu führen. Aber nun häuften sich die Schwierigkeiten wieder. Das aufgenommene Kapital ward aufgekündigt, und es war aller angewandten Mühe ungeachtet keine Verlängerung der Verschreibung zu erhalten. Es schien also unmöglich, das Haus vor dem Umsturze zu sichern. Philipp aber verlor den Muth nicht. Er verheelte möglichst die mißlichen Umstände, fand durch die weiseste Sparsamkeit, und durch ein kleines Kapital das er von seinem eigenen Gehalte erspart hatte, Mittel, abermal die Manufaktur fortarbeiten zu lassen, so daß man äußerlich nichts merkte; und unter der Hand suchte er einen Käufer dazu, den er auch an einem reichen Kaufmanne in Burscheid fand, welcher ziemlich den Werth dafür gab. Nun zahlte Philipp alle Schuldner richtig aus, und am Ende blieben noch ein paar tausend Thaler übrig.

Anselm war in seinem Innersten gerührt, und wollte den kleinen Rest seines Vermögens mit dem treuen Philipp theilen. Dieser wei-

gerte sich aber schlechterdings, etwas weiter zu nehmen, als seinen Vorschuß und seinen gewöhnlichen rückständigen Gehalt. »Was ich »that, sagte er, war ich meiner Pflicht und »der Dankbarkeit schuldig.« Anselm verehrte diesen edlen Mann; und fühlte nun in sich selbst zuerst, wie weit er, der sich immer so klug dünkte, demselben an wahrer Klugheit und ausdaurendem Muthe nachzusetzen sey.

Es mußte jetzt eine ganz neue Ordnung der Dinge angehen. Anselm war sehr unschlüssig, was für ihn zu thun sey; aber darin war er mit sich einig, es werde ihm unerträglich seyn, in Aachen oder Vaals sich ferner aufzuhalten, ob er gleich nicht eigentlich wußte, wohin. Philipp, welcher sich durch die kluge Führung von Anselms Geschäften bey den Kaufleuten in der dortigen Gegend sehr viel Achtung erworben hatte, ward von einem derselben nach Elberfeld empfohlen, um der Handlung und Manufaktur einer Witwe vorzustehen, deren Mann kürzlich gestorben war. Dieß bewog Anselmen gleichfalls, Elberfeld zum Orte seines Aufenthalts und vielleicht seiner medicinischen Praxis zu wählen. Sie reiseten dahin ab; und kurz vorher nöthigte Anselm seinen Freund

Philipp, um gegen ihn doch einige Dankbarkeit zu beweisen, die Cession von Platters Verschreibung der für ihn bezahlten Summe, als ein Geschenk anzunehmen. Philipp ließ der guten Gesinnung Gerechtigkeit wiederfahren, und nahm endlich die Cession aus bloßer Gefälligkeit an, weil es doch nicht im geringsten wahrscheinlich war, daß Anselm je auch nur den kleinsten Theil dieser Verschreibung bezahlt erhalten würde.

## Achtzehnter Abschnitt.

### Reise zweyer Freunde nach Elberfeld und ihre beiderseitigen Entwürfe.

Beide Freunde setzten sich in den Wagen, mit etwas beklemmtem Gemüthe. Anselm verließ Haus und Hof, sein vormaliges Eigenthum. Alle die schönen Plane, welche er zu seinem künftigen glücklichen Leben gemacht hatte, waren vereitelt. Er hatte nie Sorgen gehabt, und nun ging er auf ungewisse Hoffnung an einen unbekannten Ort. Es war ihm schon so manches mißlungen, wovon er gewiß geglaubt hatte, es müsse gelingen; und so gelinde er sich zu beurtheilen gewohnt war: so konnte er sich doch zuweilen nicht ganz verhelen, es sey größtentheils seine eigene Schuld gewesen, daß er immer Plane voll schimärischen Glücks gemacht hatte, während er durch unbesonnene Aufführung seine schon festgegründete gute Verfassung untergrub und umstürzte. Alle diese Gedanken drückten mit verdoppelter Macht auf ihn; so daß er bis zum ersten Nachtlager in

einem Nachdenken saß, das fast in Betäubung ausartete.

Trübe Gedanken konnten indeß im Geiste unsers dicken Mannes nicht lange haften. Eine gute Abendmahlzeit munterte ihn auf. Er war, welches beyläufig angemerkt seyn mag, ein Freund vom besten Essen und Trinken; und das bereitete ihm einen sanften Schlaf. Als sie Morgens abreiseten, war die Sonne sehr heiter aufgegangen, Feld und Wiesen grünten, und eine Schaar von Vögeln erfüllte die Büsche mit ihrem Gesange. Seine poetische Ader regte sich, und bald mit derselben kehrte seine gewöhnliche jovialische Heiterkeit zurück, mit dieser sein voriger guter Muth, und mit demselben seine gute Meinung von sich selbst, die ihn eigentlich nie verlassen hatte.

Er dachte: »Weßhalb soll ich mich grämen? Ich bin gesund. Ich habe eine schlechte Frau verloren. Ich habe doch zwey tausend Thaler und mehr in der Tasche. Klug bin ich, und habe Philosophie und Entschließung, um Unglück zu ertragen und mir Glück zu verschaffen.«

Alle diese Eigenschaften hatte sich Anselm in Gedanken so oft beygelegt, daß er endlich

glaubte, er besäße sie, so wenig er auch Proben davon zeigte.

Er fuhr fort: »Meine einzige Unklugheit »war, daß ich eine Frau nahm. Alles wäre »gut gewesen, hätte ich mir nicht eingebildet, »ich könne nur im Ehestande glücklich werden. »Gerade umgekehrt! Ich will ledig bleiben, »so kann ich mein Leben viel besser genießen. »Warum bin ich doch nicht gleich auf den klu»gen Gedanken gekommen, ganz frey und un»abhängig nach meinem Sinne zu leben und »bloß mein Vergnügen zu suchen! Doch es ist »ja noch Zeit! Ich bin noch nicht dreyßig »Jahre alt; ich habe Kenntniß von vielen »Wissenschaften, von Manufakturen und von »Handlung, und im Nothfalle bin ich noch »Doktor der Medicin. Denken kann ich auch, »und auch schreiben. Es kann mich brauchen, »wer einen brauchbaren Mann nöthig hat. »Ich kann eines Ministers Sekretar, ein Amts»physikus, ein Rath in einem Kollegium, und »was sonst noch werden. Doch weßhalb soll »ich ein Amt annehmen und mich nach An»dern richten? Ich habe noch Geld; ich habe »Kenntnisse. Das wird mich bald wieder in »guten Zustand bringen. Ohne Ruhm zu sa-

»gen, ich sehe nicht übel aus. Ich will auch »dem schönen Geschlechte nicht ganz entsagen. »Ich will mich mit schönen Weibern und Mäd»chen ergötzen, aber mich nicht von ihnen fes»seln lassen. Die Mädchen sind mir immer »gut gewesen. In Elberfeld und Gemarke »sind, wie ich höre, viel reiche Kaufleute die »schöne Töchter haben. Wie komme ich aber »zu denen? Ey, ich bin ja ein Arzt! Es bleibt »dabey: ich will mich der goldenen Praxis be»fleißen; die bringt Geld, und giebt dem Arz»te große Vorzüge beym Frauenzimmer.«

So dachte unser dicker Mann, und sein Geist und seine Mienen wurden ganz aufgeheitert. Er dachte aber nicht allein das Obige; sondern, da sein Herz leicht überzuströmen geneigt war: so theilte er seinem Reisegefährten alle die frohen Hoffnungen mit, die ihn in seiner Einbildung beglückten. Philipp dachte auch mancherley, behielt aber alles bey sich; denn ein großer Theil dessen was er dachte, würde seinen Reisegefährten geschmerzt, und dessen frohe Laune gedämpft haben, wenn er es herausgesagt hätte. Er überlegte, wie doch Anselm die einträgliche Manufaktur, welche sein Vater durch vieljährige Emsigkeit und Ord-

nung zu Stande gebracht hatte, in so kurzer Zeit durch Leichtsinn, Dünkel und Unordnung zu Grunde gerichtet habe. Er überdachte, welch ein glücklicher und wohlbehaltener Mann Anselm hätte seyn können, wenn er nur, anstatt sich in schimärische unausführbare Projekte einzulassen, das Werk ruhig hätte seinen Gang fortgehen lassen, das er durch seines Vaters Verstand und Überlegung ganz eingerichtet vorfand, und sich dem Müßiggange und eitlen Vergnügen nicht unmäßig überlassen hätte. Er überdachte, wie vielen Hirngespinsten von Planen Anselm von seiner ersten Jugend an, vermittelst seiner Einbildungskraft, nachgelaufen sey, und wie durch diese thörichten Träume endlich sein ganzes Glück war umgestürzt worden. Um sich selbst nicht zu sehr zu betrüben, wo Betrübniß weiter nichts mehr helfen konnte, betrachtete er diese Thorheiten von der komischen Seite, und besonders Anselms beide letzte Heurathsversuche. Er wog bey sich ab, was wohl schlimmer wäre: seine Braut verlieren, und dafür Schmerzen unter dem heiligen Beine bekommen; oder seine Braut erhalten, aber einen Hausfreund dazu?

Die Überlegung aller jugendlichen Thorheiten Anselms bestätigte den bescheidenen Phi-

lipp in dem schon längst gefaßten Entschlusse: Er wolle keine Aussichten zu seinem künftigen Fortkommen durch seine Einbildungskraft gehen lassen; wolle weder Ansprüche machen, noch Plane ersinnen. Er beschloß, wie bisher in seinem Stande mit Fleiß und Treue und Bescheidenheit seine Pflicht zu thun, und von der Vorsehung den Antheil von häuslichem und bürgerlichem Glücke ruhig zu erwarten, den sie keinem ganz versagt, als dem, welcher sich desselben durch Müßiggang, Unordnung und Verschwendung unwürdig macht.

So dachte jeder vor sich; so erheiterte sich jeder, seinem Charakter gemäß: der Eine durch Träume der Einbildungskraft, der Andere durch vernünftige Betrachtungen. Auf diese Art kamen sie unvermerkt in das schöne Wipperthal, und fuhren ganz vergnügt in Elberfeld ein.

## Neunzehnter Abschnitt.

### Neuer Plan Doktor Anselms, und dessen Folgen.

Anselm setzte sich nun in Elberfeld; und da eben der vorzüglichste Arzt daselbst, ein alter Mann, starb: so war gleich im ersten halben Jahre seine Praxis so stark, als ers beym Anfange nur verlangen konnte. Dieser Ort, der vor funfzig oder sechzig Jahren kaum auf der Landkarte zu finden war, und wo nur einige wenige Landbauer auf den Wiesen an der Wipper Heerden von Ochsen fett machten, enthält jetzt über 16,000 Menschen; und nachdem das Rindvieh der Industrie der Menschen hat Platz machen müssen: werden die Wiesen zu meilenlangen Garnbleichen gebraucht. Elberfeld war damals schon in vollem Wohlstande. Die Fabrikenunternehmer, ihre Komtorofficianten und die vornehmsten Arbeiter aßen und tranken viel besser als ehemals, und waren also medicinischer Hülfe täglich mehr benöthigt. Dazu kam, daß die allgemeine deutsche Bibliothek und mit ihr viele Schriften voll beklagungswürdiger Neuerungen bis dahin ge-

drungen waren. Seitdem nahmen die geistlichen Blähungen, welche in und um Elberfeld aus dem beständigen Lesen der Erbauungsbücher des Herrn Paulus Kind, Herrn Christian von Bogatzky und ähnlicher Schriftsteller, vielfältig entstanden waren, und die besonders bey Garnwebern, Schnurmachern und Spitzenwirkern so häufig in Gesichte und Prophezeihungen ausschlugen, öfter einen andern Weg. Man hatte angefangen, sie mit Schwefelblumen und Spießglasschwefel zu behandeln. Nicht ohne Erfolg, indem der geistlichen Beängstigungen im ganzen Barmerthale viel weniger wurden. Alles dieses gab die besten Aussichten für einen neuen Arzt, der außerdem durch sein rundes wohlbehaltenes Ansehen schon die Idee eigner Gesundheit erregte und die Kranken mit Hoffnung erfreute.

Das Handlungshaus, für welches Philipp verschrieben war, gehörte, wie schon gesagt, einer jungen Wittwe. Er fand die Manufaktur in der besten Ordnung; nur daß durch die Krankheit des Besitzers, die über Jahr und Tag gedauert hatte, hin und wieder manches war vernachläßigt worden. Philipp brachte nicht nur alles in kurzem wieder völlig in Ord-

nung; sondern nachdem er sich mit der thätigsten Sorgfalt von der Garnmanufaktur, und deren Verschiedenheit von der Wollenweberey, gründlich unterrichtet hatte: so setzte er verschiedenes noch in bessern Stand. Besonders gab er sich die größte Mühe, von den sinnreichen Maschinen und Mühlen zum Behufe des Garns der Spitzen und Bänder, welche in der damaligen Zeit in der dortigen Gegend anfingen bekannt zu werden, Kenntnisse zu erlangen, und legte einige derselben in der Manufaktur seiner Principalinn an, wodurch dieselbe binnen kurzem in den größten Flor kam. Jedermann, der ihn kannte, ehrte ihn wegen seines unermüdeten Fleißes; und seine Principalinn, eine sehr gutmüthige und redliche Frau, erkannte die Dienste, die er ihrem Hause leistete, und vermehrte nicht nur sein Gehalt, sondern ließ ihm auch alle nur mögliche Gewogenheit und Unterscheidung wiederfahren. Philipp aber, immer so bescheiden als fleißig, war zufrieden, seine Pflicht gethan zu haben, und glaubte nicht einmal, daß die Erfüllung derselben etwas außerordentliches wäre.

Die junge Frau, deren Hauswesen emporzubringen Philipp mit so gutem Erfolge ar-

beitete, war in mancher Absicht zu beklagen. Sie war wenige Monate vor dem Tode ihres Mannes mit einem sehr schwächlichen Kinde niedergekommen, und sie selbst hatte durch die lange Krankheit ihres Gatten, durch ihr Nachtwachen bey ihm und durch seinen nachherigen Tod, so viel gelitten, daß sie anfänglich sehr hinfällig aussah, und man fast eine Abzehrung befürchtete. Doktor Anselm setzte seine Freundschaft mit Philipp gleich vom Anfange an ununterbrochen fort. So sah ihn die junge Wittwe öfter in ihrem Hause, und da die Verordnungen ihres bisherigen Arztes weder ihr noch ihrem Kinde Besserung zuwege brachten: so entschloß sie sich, wie viele Andere, den neuen Arzt zu gebrauchen, welcher durch verschiedene glückliche Kuren schon anfing, dort einen ziemlichen Ruf zu bekommen. Waren es Doktor Anselms Arzneyen, war es sein freundliches Gesicht, war es seine besondere Sorgfalt für Mutter und Kind, war es deren gute Natur, oder alles dieses zusammen: genug beide wurden sichtlich besser, zu des Arztes innigem Vergnügen und zu seinem nicht geringen Ruhme in Elberfeld und in der Gegend.

Besonders die junge Wittwe nahm an Gesundheit sehr zu, und mit derselben entwickelte

sich auch wieder ihre blühende jugendliche Farbe. Sie war, was man eine häusliche Schönheit nennen möchte; sie hatte schöne blonde Haare, eine sehr weiße Haut, vollkommen schöne Zähne, blaue sittsame Augen, und dabey, ohne eben glänzende Eigenschaften zu besitzen, eine gleichmüthige Freundlichkeit und gesellige Unterhaltung, durch die jedem in ihrer Gesellschaft wohl war. Auch unserm Doktor Anselm fing an in der Gesellschaft der jungen Wittwe sehr wohl zu werden. Zwar hatte Elberfeld und Gemarke der schönen Mädchen nicht wenige, Anselm sah auch fleißig darnach; aber die meisten hatten, vielleicht durch das fleißige Lesen düsterer ascetischer Schriften, ein etwas ängstliches und blasses Ansehn bekommen, und zogen daher sein Herz nicht so sehr an sich. Auch weil man in Elberfeld ziemlich eingezogen lebt, fand er da nicht so viel Gelegenheit mit jungen Mädchen zu dahlen, als er sich vorgestellt hatte. Die Wittwe hatte eine ungezwungene Freundlichkeit; und unser dicker Mann entdeckte noch, nachdem ihre Gesundheit merklich zugenommen hatte, und er merklich bekannter mit ihr geworden war, ein munteres Wesen an ihr, wodurch sie in einem kleinen

Zirkel die Gesellschaft sehr angenehm unterhielt. Doktor Anselm nahm sich der wiedererlangten Gesundheit der jungen Wittwe zu einer Zeit, da sie und ihr Kind einen Arzt nicht mehr so nothwendig zu bedürfen schienen als vorher, immer noch mit verdoppeltem Eifer an. Seine Besuche wurden vervielfältigt, und wurden oft länger ausgedehnt. Von den medicinischen Fragen und Antworten ging man auf andere Gespräche über. Die junge Wittwe schien nun auch an Anselms Gesellschaft Gefallen zu finden. Er ward als Hausarzt mehrmal bey ihr zum Mittagsessen gebeten. Die Unterhaltung bey Tische war zuweilen ernsthaft, zuweilen munter, immer angenehm. Philipp, dessen gesunder Verstand und heller Kopf sich, je mehr er sich den Geschäften widmete, immer mehr entwickelte, nahm zuweilen auch daran Antheil; und obgleich von Natur etwas blöde, ließ er doch nicht nur Zeichen von durchdringendem Geiste, sondern auch nach und nach von geselligen Eigenschaften merken. Diese Unterredungen setzten diese kleine Gesellschaft in so frohe Laune, daß sie mehrentheils noch nach Tische ein paar Stunden fortgesetzt wurden. Philipp ward von seiner Principalinn

allemal freundlich eingeladen, dabey zu bleiben. Aber er entfernte sich fast immer mit ehrerbietiger Bescheidenheit, und begab sich bald nach der Mahlzeit auf die Schreibstube. Dann blieb Anselm mit der jungen Wittwe allein, und unterließ nicht, sein ganzes Talent zur fröhlichen Unterhaltung glänzen zu lassen. Die junge Frau ward auch von seiner frohen Laune aufgemuntert, um so mehr, da sie gewöhnlich nach Tische mit ihrem jüngsten Kinde auf dem Schoße spielte, in welchem nun durch Anselms Rath und Arzeneyen neues Leben sichtbar aufblühte. So wurden diese wenigen Stunden zum frohesten unschuldigen Lebensgenusse, den Anselm noch nie in solcher Reinigkeit gekostet hatte; und er war sehr froh, da sie anfingen, fast täglich wiederzukommen, indem die freundschaftlichen Einladungen, wenn er seine Morgenbesuche abstattete, immer mehr vervielfältigt wurden.

Indeß schienen diese Unterhaltungen, nachdem sie nur wenige Wochen gedauert hatten, nicht völlig so animirt zu bleiben als sonst. Die Unterredung stockte öfter, die junge Wittwe schien verlegen und nachsinnend zu werden, und unvermerkt ward es Anselm auch. Der

beständige Umgang mit einer liebenswürdigen Frau mußte nothwendig auf sein gegen weibliche Schönheit so empfindliches Herz wirken; aber die Annehmlichkeiten ihres Geistes, ihre naive Herzlichkeit, die mütterliche Zärtlichkeit die in ihren Augen schwamm, wenn sie oft im heitersten Laufe der Unterredung ihr Kind, in dessen Antlitze sich täglich mehr Gesundheit und in dessen Gliedern mehr Kraft zeigte, an ihren Busen drückte, wirkte, da Anselm weiser geworden und über den wahren Werth des Weibes, durch Nachdenken und Erfahrung, sich näher belehrt hatte, bey ihm noch weit mehr zum Vortheile der jungen Frau.

Er merkte nun, daß sich bey ihm anfing der Flattergeist zu verlieren, vermöge dessen er geglaubt hatte, einzeln, frey und ungebunden glücklich leben zu können; er fing an, es für möglich zu halten, diese liebenswürdige Frau könnte die künftige Gefährtinn seines Lebens werden; und dadurch kamen ihre schätzbaren Eigenschaften, so wie ihre Anmuth, seinem Herzen noch näher. Zwar wollte er nicht wieder allzuschnell zufahren, sondern fand, daß verschiedenes dabey zu überlegen sey, worüber er mit sich selbst erst nicht recht einig werden konnte. Daher kam auch

die Verlegenheit, in die er selbst gerieth, nachdem die ihrige sichtbar ward, und er also als ein Kenner wohl merkte, daß in ihrem Herzen etwas Geheimes vorging.

Anselm fand nemlich bey einigem Nachdenken, eigentlich wäre es für einen so jungen und schönen Mann, als er, nicht ganz schicklich, nur eine Wittwe zu nehmen, und die fast eben so alt war, wie er. Das Glück seines ungebundnen und unabhängigen einzelnen Lebens fing er freylich an aufzugeben: denn er merkte, daß er zu Hause allein lange Weile hatte; und wenn er um diese zu vertreiben in allerley gemischte Gesellschaften ging, so fand er diese auch in kurzem nicht mehr interessant; er zerstreute sich zwar darin, vergnügte sich aber gar nicht. Auch hatte er eine feine Denkungsart in Ansehung des Eigennutzes; daher ging es ihm schwer zu Sinne, daß er ein reiches Frauenzimmer heurathen sollte. Nun betrachtete er aber dagegen ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit, ihre feinen Empfindungen, ihre mütterliche Zärtlichkeit, woraus sich auf die Zärtlichkeit schließen ließ, mit der sie ihren Mann lieben würde, und dann auch ihre, wie er immer mehr merkte, sichtlich zunehmende Neigung

zu ihm, welche nicht zu erwiedern, beynahe allzuhart gewesen seyn würde. So grausam konnte unser gutmüthiger dicker Mann nicht seyn, und er beschloß also, dieser Heurath nicht ganz aus dem Wege zu gehen.

Sein eigenes häusliches Glück, daß er ganz lebhaft vor sich sah, bewog ihn dazu fast nicht so sehr, als ein großmüthiger Gedanken, der sich, nachdem er ihn einmal gedacht hatte, seiner Seele ganz bemächtigte. Wenn er Mann dieser reichen jungen Wittwe und Eigenthümer der großen Manufaktur ward, sah er sich in den Stand gesetzt, seinen guten treuen Philipp nach Verdienste zu belohnen. Er rechnete schon aus, wie er ihm das reichlichste Auskommen geben, und ihn über alle Sorgen wegen seines Alters wegsetzen wollte. Er hoffte gewiß, seine künftige Frau würde aus zärtlicher Liebe zu ihm billigen, was er zu Philipps Besten thun wollte, der doch auch um ihr Haus Verdienste hatte. Dieser Gedanken bewegte sein gutes Herz dergestalt, und die vortreflichen Eigenschaften der jungen Wittwe wirkten auch in ihrer Art auf ihn so mächtig, daß er sich entschloß, ihre Hand anzunehmen. Dieser Entschluß machte natürlich, daß er ihren

Umgang noch eifriger suchte, und von demselben immer mehr bezaubert ward. Die Unterredungen nach Tische wurden immer häufiger, länger und angenehmer, obgleich zuweilen durch die, sonderlich von Seiten der jungen Frau, zunehmende Verlegenheit unterbrochen; welches niemand wundern wird, der die Lage einer sittsamen jungen Wittwe bedenkt, wenn sie bey sich selbst merkt, es beginne eine für sie höchst wichtige Veränderung sich zur endlichen Entscheidung zu neigen.

Einst war unser schöner dicker Mann bereits den Tag vorher wieder bey ihr zu Mittage gebeten. Er nahm sich nun vor, die Gelegenheit zu ergreifen, ihr seine Empfindungen und Wünsche zu gestehen; und seine Art sich zu kleiden richtete sich nach seinem geheimen Vorsatze. Er hatte seinen besten Frack angezogen, sein feinstes Hemde angelegt, und über seine Frisur, die vor Tische erneuert werden mußte, gab er dem Frisör mehrmal Unterricht, ehe sie nach seinem Sinne war. Die junge Wittwe war gekleidet wie gewöhnlich, empfing ihn aber fast mit einer lebhaftern Freundlichkeit, und sagte als er kam, mit einem herzlichen Händedrucke, sie freue sich ihn zu sehen.

Ungeachtet dieser auffallenden Freundlichkeit, und obgleich Anselm diesen Augenblick mit Ungeduld erwartet hatte, war er doch über die Art, sein Geständniß einzuleiten, in einiger Verlegenheit. Sie schien auch etwas auf dem Herzen zu haben. Die Mahlzeit ward beiden sichtlich zur Last; und obgleich manche Blicke gewechselt wurden: stockte doch die Unterredung unwillkürlicher Weise bey jedem Bissen. Nach dem Ende der Mahlzeit ward Philipp nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, genöthigt zu bleiben. Er zog sich bescheiden nach der Schreibstube zurück, und ließ zwey Leuten, welche große Lust hatten, sich etwas zu entdecken, freyen Raum. Gleichwohl schwiegen beide über eine Viertelstunde, und wann sie redeten, waren es abgebrochene Worte, oder ganz kurze Gespräche über gleichgültige Gegenstände. Anselm, welcher vor Tische die Rede, womit er seine Empfindungen entdecken wollte, so fein überdacht hatte, war jetzt verlegen den Anfang zu finden, welcher auch, wie Verliebte aus Erfahrung versichern, bey solchen Gelegenheiten sehr oft das schwerste seyn soll. Endlich schien die schöne Wittwe selbst einen Anfang machen zu

wollen, der so viel versprach, daß Anselm, da ohnedieß sein Herz gedrängt voll von Empfindungen war, desto eher glaubte schweigen und sie den ersten Schritt thun lassen zu können.

Sie fing an: »Ich habe gegen Sie von »Anfang an die größte Hochachtung gehabt, »Herr Doktor, und diese Hochachtung hat bey »näherer Bekanntschaft mit Rechte zugenom»men. Ich wage es daher, Ihnen über eine »Sache mein Herz zu öffnen, die mir äußerst »wichtig ist.«

Anselm seufzte tief, und küßte ihr die Hand. Sie fuhr fort:

»Ich sage, die Sache ist mir äußerst wich»tig; denn es könnte das genze Glück meines »Lebens davon abhangen. Ich kenne Sie als »einen sehr wackern Mann, als einen Mann »von guter Gesinnung. Ich darf es sagen, »von den feinen Empfindungen, die ich glaube »bey Ihnen bemerkt zu haben, erwarte ich die »Entscheidung, ob ich wohl zu viel wage, und »ob mein Wunsch —« sie erröthete und schlug die Augen nieder — »erfüllt werden »kann.«

Diese Anrede der schönen Wittwe nahm einen zu guten Gang, als daß Anselm ihn hät-

te unterbrechen sollen, zumal da nunmehr sein gerührtes Herz noch enger gepreßt war. Ein vierfacher Kuß, den er auf ihre schöne Hand drückte, machte ihm doch so viel Luft, daß er stammelnd die Versicherung herausbringen konnte: »Er schätze sie über alles in der Welt, und »wolle das äußerste thun, um ihr zu gefal»len.« — Sie fuhr fort:

»Sie wissen, daß ich meinen seligen Mann »verloren habe — Aber ach! Sie wissen nicht, »was ich in ihm verlor; denn Sie kannten »ihn nicht —« Thränen tröpfelten über ihre schönen Wangen — »Sie haben ein zu gutes »Herz, daß Sie nicht mit mir fühlen sollten, »was ich meinen drey Kindern schuldig bin — »zu ihrer Versorgung, zu ihrer Erziehung. —« Sie schlug die Augen nieder — »Ich thue ei»nen Schritt, den sonst eine Frau nicht zu »thun pflegt; ich hoffe aber, Sie denken zu »edel, um mich mißzuverstehen.«

»Nein,« rief Anselm, — indem er zu ihren Füßen stürzte und ihre Hände mit Küssen überdeckte — »Nein! theure, edle Frau, das »kann ich nicht, das werde ich nicht! — Es »ist Edelmuth und verehrungswerthe Liebe, die »aus Ihnen spricht! Ich verehre Sie! Sie

»bedürfen für Ihre unerzogenen Kinder einen »neuen Vater. Sie haben ihn gefunden! Es »ist ein Mann, der Sie im Innersten seines »Herzens verehret, der Ihr Gatte zu werden »für sein größtes Glück halten wird, wofern «er durch seine Liebe das Ihrige zu machen »fähig ist —»

Die schöne Witwe schien durch diese feurige Anrede etwas außer Fassung zu kommen, wie auch wohl begreiflich ist. Sie unterbrach ihn, bat ihn sich zu setzen, und fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

»Sie vermuthen also meine Wahl« —

Er unterbrach sie durch einen Handkuß fast wider ihren Willen; sie schien die Hand zurückzuziehen, die er festhielt. Sie fuhr fort:

»Ich gestehe, Dankbarkeit« —

»O, sagen Sie nichts von Dankbarkeit! »Welche Sorgfalt verdient nicht eine so tref»liche Frau, wie Sie sind!» —

Sie drückte sanft seine Hand, und zog die ihrige zurück: —

»Ich will noch mehr sagen; ich will auch »meine zärtliche innere Empfindung nicht ganz »verbergen! Ich gestehe, ich bin Ihrem Freun»de Philipp Dank schuldig. Er hat sich, seit-

»dem er in meinem Hause ist, der Geschäfte »mit einem Eifer angenommen, der sie schon »jetzt in größern Flor gebracht hat. Ich freue »mich über den Zuwachs unsers Wohlstandes, »nicht sowohl meinetwegen; denn ich bedürfte »allenfalls wenig, sondern meiner Kinder wegen, deren künftiges Wohl ich dadurch fester »gegründet sehe. Ich verhehle meine Dankbarkeit nicht; aber, werther Herr Doktor, ich »will Ihnen auch gestehen, eine zärtlichere »Neigung gegen ihren Freund hat bey mir »Wurzel gefaßt. Seine redlichen Gesinnungen, sein edles Herz, sein bescheidener Fleiß, »läßt mich nicht nur hoffen, er könne meinem »Hause eine Stütze, und meinen Kindern ein »anderer Vater seyn; sondern auch, daß ich »an seiner Hand glücklich leben könne, wenn »er gleiche Gesinnungen gegen mich fühlt, wie »ich gegen ihn. Ich bekenne Ihnen, ungeliebt »möchte ich nicht lieben, nicht einem Manne »deßwegen meine Hand geben, weil er meinem »Hauswesen nützlich ist, wofern mein Herz ihn »nicht beglücken könnte. Ich wünschte, er »wäre so gegen mich gesinnt, wie Sie vorher »sagten; zuweilen aber, ich gesteh' es, fürcht' »ich das Gegentheil. Was ich von Neigung

»gegen ihn habe merken lassen, scheint er nicht »zu erwiedern. Er ist beständig still und zu»rückhaltend. Ich bekenne Ihnen, daß ich »deßwegen in Verlegenheit war, mich Mittags »mit ihm allein zu finden; daher bat ich so »oft Sie, werther Herr Doktor, mit uns zu »essen, weil ich mich in Gesellschaft erleichter»ter fühlte. Ich wünschte so sehr, er möchte »nach Tische an unserer Unterredung Theil neh»men. Die wenigen male, da er es that, freute »ich mich, ihn zu sehen und zu hören. Aber Sie »wissen, meist schlug ers ab. Ists bloße Be»scheidenheit, oder ist sein Herz schon versagt? »Dieß ists, was ich Sie bitten wollte, von »Ihrem Freunde zu erforschen. Ich selbst ha»be das Herz nicht, ihn darum zu fragen. »Sie sehen selbst ein, wenn eine glücklichere »Frau schon auf ihn Anspruch hätte — es »würde unbillig seyn, mich alsdann nicht in »mein Schicksal zu finden; aber ich gestehe — »von ihm selbst möcht' ich's doch nicht hören. »Erforschen Sie ihn also! Ich traue Ihrer »feinen Empfindung und Ihrer Freundschaft »gegen mich und gegen ihn alle Delikatesse »zu, die dieser Auftrag erfordert.« —

Die schöne Wittwe hatte vollkommen Zeit

gehabt auszureden; denn unser dicker Mann saß da, als wär' er versteinert. Einige Minuten vergingen, ehe er stammelnd einige Worte finden konnte. Er faßte sich aber; versprach, den Antrag zu übernehmen, und — richtete ihn wirklich, und glücklich, aus. Philipp hatte die vortreflichen Eigenschaften einer so schönen Frau nicht ohne Empfindung in der Nähe gesehen. Ihre zuvorkommende Freundlichkeit gegen ihn hatte auch sein Herz gewonnen; aber sein bescheidenes Mißtrauen in sich selbst machte, daß er sich nicht herausnahm sein Glück für wirklich zu halten. Die von Anselm erhaltene Nachricht setzte ihn außer sich, und nun ward er beredt, um seiner Geliebten die lange geheim gehaltenen Gesinnungen seines Herzens zu gestehen. In wenig Wochen ward ihre Verbindung vollzogen.

Anselm gönnte seinem Freunde Philipp sein Glück von Herzen; aber er konnte doch schwer ertragen, selbst zu sehen, daß ein Anderer die Frau, die er geliebt hatte, besitzen sollte. Er faßte schnell den Entschluß, seinen Aufenthalt zu verändern. Es war vergeblich, daß Philipp und dessen Frau, mit denen er ferner auf die freundschaftlichste Art umging, ihm diesen

Entschluß sehr widerriethen. Sie stellten ihm vor, seine Lage in Elberfeld sey günstig, indem sich seine Praxis täglich vermehre; und es werde ihm schwer werden, sich an einem andern Orte sobald auf einen eben so guten Fuß zu setzen. Sie erriethen seine geheimen Ursachen nur halb. Freylich war seine Eitelkeit durch die Wendung, welche die Neigung der schönen Wittwe genommen hatte, gekränkt. Aber der Leser wird auch schon ehemals bemerkt haben, daß unser dicker Mann sich selbst und seine Bequemlichkeit liebte, daß er an anhaltender Arbeit keinen Gefallen fand, und daß es ihm bald beschwerlich ward zu arbeiten, wenn er nicht gerade Lust dazu hatte. Es war ihm daher schon längst seine medicinische Praxis, so wie sie sich zu vermehren anfing, allzuungemächlich geworden. Wenn er an einem Abende bey heiterm Geiste entweder über die Kategorie der Kausalität und über die wahre Natur der analytischen Begriffe nachgedacht, oder über die blauen schmachtenden Augen der schönen Wittwe ein Sonnet gemacht hatte, und eben im angenehmen Genusse seiner obern und untern Kräfte eingeschlafen war: war es ihm höchst verdrüßlich, aufgeweckt und zu einer jun-

gen Frau gerufen zu werden, welche die Beängstigungen, die aus ihrem langen Sitzen am Spieltische entstanden, fälschlich für Annäherung ihrer Entbindung gehalten hatte. Er war oft vor Ärgerniß außer sich, wenn er eben an einem schönen Sommernachmittage spaziren reiten wollte, um sich an dem herrlichen Anblicke der Natur zu laben, und plötzlich ein Wagen mit einem Postzuge vor seine Thür rollte, durch den er zwey Meilen weit zu einem Landedelmanne gerufen ward, der etwa beym Schneuzen der Nase Blut im Schnupftuche gefunden, oder in seinen Hühneraugen das Wetter gefühlt hatte, und deßwegen geschwind den neuen Doktor fordern ließ; weil er auch einer von den Leuten seyn wollte, die den neuen Doktor brauchten, und weil er wußte, daß er ihn gut bezahlen könne. Dergleichen bey der güldenen Praxis sehr gewöhnliche kleine Zufälle setzten unsern guten dicken Mann aus seiner Bequemlichkeit, und folglich aus seiner Fassung. Es ist zwar kein Zweifel, daß die schönen Augen und die schönen Eigenschaften der jungen Wittwe eigentlich seine Liebe zu ihr erregt hatten; aber seine Gemächlichkeit hatte an der Zunahme seiner Neigung für

sie auch wohl einigen Antheil. Wenigstens war er schon entschlossen gewesen, sobald die Heurath vollzogen seyn würde, die beschwerliche Praxis ganz niederzulegen.

Seine gekränkte Eitelkeit kam nun seiner Gemächlichkeit zu Hülfe. Er überlegte bey sich abermals, daß er Talente besitze, die er nur geltend machen dürfe. Er fand es am besten, an einem andern Orte, wo er seine gewesene Geliebte nicht immer vor Augen hätte, ein Amt anzunehmen, wobey er doch wenigstens ruhig schlafen, und ruhig spaziren reiten, und vielleicht dennoch durch seine Talente eine glänzende Rolle spielen könnte. Nachdem er lange zwischen dem Entschlusse gewankt hatte, welches Amt zu wählen wäre, blieb er dabey stehen, es würde am besten seyn, Sekretar bey einem Minister zu werden. Er überlegte, wie er dabey weniger der mechanischen Aktenarbeit, die sein freyer Geist haßte, unterliegen dürfe. Er hoffte, unmittelbar unter den Augen eines einsichtsvollen Staatsmannes seine Talente vortheilhaft zu zeigen, und sich vielleicht einen größern Wirkungskreis verschaffen zu können. Dieser Gedanken eines erweiterten Wirkungskreises bestimmt gemeiniglich die jungen weisen

Leute, welche entschlossen sind, sich dem Staate in die Fütterung zu geben; auch ergriff derselbe die Einbildungskraft unsers dicken Mannes mit solcher Macht, daß er nicht ferner widerstehen konnte. Ambition hatte keinen Antheil an diesem Entschlusse; und hätte sie etwa, weil er doch seinen Werth besser kannte, als ihn Andere kennen konnten, einigen Antheil daran gehabt: so war es ihm selbst unbewußt. Bloß die schöne Aussicht, auf das Glück von Tausenden wirken, und unter ihnen vorzüglich diejenigen glücklich machen zu können, die es verdienten, regierte seinen Entschluß. Je mehr er es überlegte, desto mehr fand er, er handle jetzt, nach ächtem Kantischen Princip, so daß er wollen müsse, die Maxime seiner Handlung werde Princip eines allgemeinen Gesetzes. Muß nicht jeder wollen, dachte er, daß jeder einzelne Mensch tausende beglücke? Welche Welt würde es seyn, in der es so zuginge!

Philipp wußte gar nichts von der kritischen Philosophie, und von dem reinen Moralprincip. Seine Bemerkungen in dieser Sinnenwelt waren auf simple Erfahrung gegründet, nicht auf weitaussehende Grillen. Also that er, bloß empirisch, ohne reines Princip, was in seinen Kräften stand um unsern dicken Mann zu

bewegen, ein Arzt und zwar in Elberfeld zu bleiben. Er stellte ihm vor, er sey als Arzt ein unabhängiger Mann, und versicherte ihn, es werde seine Abhängigkeit auch von dem besten großen und vornehmen Manne viel drückender seyn, als die Abhängigkeit eines Arztes von den wunderlichsten Kranken. Aber Anselm blieb bey diesen und andern Vorstellungen unbeweglich; denn am Ende ging doch alles Räsonnement Philipps auf Bewegungsgründe, die von seinem Wohlseyn hergenommen waren; Anselm hingegen war mit dem Princip der reinen Moral allzuvertraut, um nicht zu wissen, — was Kant ja ausdrücklich sagt, — daß eigene Glückseligkeit zum Bestimmungsgrunde seines Willens zu machen, das gerade Widerspiel des Princips der Sittlichkeit sey. Unser dicker Mann blieb daher der Kritik der praktischen Vernunft getreu. Sein Entschluß sollte unabhängig seyn von empirischen Bedingungen, mithin als reiner Willen durch die bloße Form des Gesetzes als bestimmt gedacht werden. Er empfand das Göttliche, welches darin lag, daß seine reine Vernunft unmittelbar ihre eigene Gesetzgeberinn sey; er hörte den kategorischen Imperativ:

und beschloß, als ein kritischer Philosoph, ohne von der Erfahrung — (also auch nicht von der Erfahrung seines Bankerutts) — oder von irgend einem äußern Willen — (und also auch nicht von Philipps gutem Willen) etwas zu entlehnen, — bloß seinem ihm selbst gegebenen Gesetze unbedingt zu gehorchen. Ein gemeiner Mensch hätte wohl denken mögen, unser dicker Mann hätte hier bloß eigensinnig gehandelt. Wer aber mit der Kritik der praktischen Vernunft vertraut ist, wird bekennen müssen, bloß das Princip der reinen Sittlichkeit habe ihn geleitet. Denn da diesem zufolge, die Rücksicht auf eigene Glückseligkeit zum Bestimmungsgrunde seines Willens zu machen, das gerade Widerspiel des Princips der Sittlichkeit ist; so kommt diese große und seit Jahrhunderten unbekannte Wahrheit unserm philosophischen dicken Manne gegen alle die Klüglinge zu statten, die es wagen möchten, es unbedachtsam zu nennen, daß er seinen glücklichen Wohlstand in Elberfeld dem kategorischen Imperativ aufopferte.

Die Frage blieb nur, ob unsers dicken Mannes Talente einem vielvermögenden Minister bekannt werden könnten, und durch wen? An-

selm hatte auf der Universität, wo er beflissen war, vorzüglich mit vornehmen Studenten umzugehen und sich ihnen gleich zu stellen, wie wir es schon oben bemerkt haben, mit einem jungen Herrn von Reitheim, welcher der Sohn eines Ministers war, vertraute Bekanntschaft geknüpft. Da Anselm noch mehr aufgehen ließ, als dieser Edelmann: so hatten sie alle Kotterieen und Lustbarkeiten gemein, denen Herr von Reitheim gar nicht abgeneigt war. Sie hatten manche Flasche Champagner ausgestochen, von demjenigen, der gleich den weltberühmten Würsten, in Göttingen ein einheimisches Produkt ist. Aber die Verbindung beider Universitätsfreunde gründete sich nicht bloß auf sinnliche Dinge; sondern sie waren auch unzertrennlich verbunden durch die Liebe zur spekulativen Philosophie; daher sie fast täglich, wenn sie nicht etwa auszureiten hatten, ein paar Stunden über Substanzen und Accidenzen, über Gott, Welt und das Universum disputirten, wobey weder Wein noch Würste gespart wurden, deren empirische Konsumtion der Liebe zu transscendentalen Ideen, wie bekannt, gar nicht hinderlich ist.

Die

Die Liebe des Herrn von Reitheim zu den spekulativen Wissenschaften entspann sich auf eine ganz sonderbare Art. Er mochte gern viel reden, und mochte gern Recht haben, wie denn das letzte einem reichen Junker, der der Sohn seiner Mutter ist, so gebühret. So war es zu Hause gehalten worden. Aber die Studenten waren nicht so billig als die Mama. So zog denn des Herrn von Reitheim Rechthaberey ihm einige Duelle zu; und er fand bald, daß Göttingischer Champagner, so schlecht er auch seyn mochte, dennoch besser sey als Göttingische Duelle. Aller Streit, woraus diese erwachsen waren, gehörte zur Sinnenwelt; und so hielt er für gerathen, um seine Haut zu schonen, sich mit seinem Disputiren in die hyperphysischen Regionen zu ziehen. Da fand er nun seinen Mann an unserm Anselm, der eben so gern schnackte und eben so gern disputirte. Ihr Disputiren war auch unerschöpflich; denn sie waren nicht einmal in Principien einig. Herr von Reitheim, als ein vornehmer Junker, war von einem französischen Hofmeister erzogen worden, der ihn gelehrt hatte, es sey am besten, gar nichts zu glauben. Dieser französische Unglauben, mit den Anfangsgrün-

den deutscher Philosophie amalgamirt, hatte bey ihm bald einen so kompletten Skepticismus erzeugt, daß er nichts für unwidersprechlich hielt, als daß er der Herr von Reitheim sey, der einmal, nach seines Vaters und seines Oheims Tode, jährlich über 30,000 Gulden würde zu verzehren haben. Unser Anselm hingegen war, wie sich der Leser erinnern wird, damals der mathematischen oder demonstrativischen Methode ergeben, mit welcher er ganz ohne Mühe die Gewißheit aller Dinge noch gewisser machen konnte. Er ließ denn wider seinen Gegner eine lange Reihe von undurchdringlichen Syllogismen und Soriten aufziehen, die aber durch des Herrn von Reitheim schnell erregte Zweifel auseinander gesprengt wurden, wie etwa eine Folardsche dichtgeschlossene Kolonne durch eine unvermuthet spielende Kartätschenbatterie; so daß unser guter dicker Mann gemeiniglich genug zu thun hatte, seine auseinander geworfene Heischesätze und Folgesätze wieder in einige Ordnung zu bringen.

Vielleicht war es noch ein anderer ganz geringfügig scheinender Umstand, welcher zu der großen Sympathie zwischen den beiden Universitätsfreunden beytrug. Anselm war klein

und rund; und Herr von Reitheim gleichfalls. Dicke Leute, die groß sind, finden allenthalben Ansehn: denn sie können der Länge und Breite nach Fronte machen und sich Platz schaffen; aber kleine runde Leute leben gemeiniglich in ecclesia pressa, und halten daher näher an einander.

Indessen ists wahr, daß außer dem Maaße ihrer Kleinheit und Ründe noch mancher auffallende Unterschied zwischen beiden war. Beide hatten stattliche Bäuche. Anselms Bäuchlein war zierlich rund; aber Herr von Reitheim hatte schon in der Jugend eine Anlage zum Hängebauche. Anselm hatte eine feine weiße und rothe Gesichtsfarbe, und eine zierliche Nase, beynahe eine von den Klugheitsnasen, welche der Seelenarzt Lavater den Fürsten vorschreibt zu Ministern zu wählen; dabey rothe niedliche Kußlippen, zwischen denen nur die Mittellinie der Weisheit etwas zu merklich war. Herr von Reitheim hingegen war im Gesichte etwas braun, von seiner ländlichen Erziehung, etwas roth um die Augenknochen vom frühen Trinken, seine Nase war nicht so gut begabt; denn sie war breit, abgestutzt und knorplicht, eine von den Nas-

Hornnasen, wovon schon ein alter Dichter sagt:

Et pueri nasum rhinocerontis habent!

und dabey hatte er etwas aufgeworfene weißlichrothe Lippen. Ein genauer Physiognomist würde an Beiden noch mehrere Unterschiede, besonders an den Waden und Knöcheln der Hände, bemerkt und darin unfehlbar des Einen Neigung zum Bezweifeln und des Andern zum Demonstriren, vereint mit beider Neigung zum Schwatzen, deutlich erkannt haben.

Mit diesem alten Universitäsfreunde hatte Anselm von Zeit zu Zeit noch einige Korrespondenz unterhalten. Er hatte nicht unterlassen, dem Herrn von Reitheim seine Bekehrung zur kritischen Philosophie zu melden und beyzufügen, daß er durch dieselbe den Skepticismus nun viel sicherer, als ehemals durch die mathematische Methode besiegen könne. Er hatte auch von dem Herrn von Reitheim wenigstens einigen Dank erhalten, daß er ihn die kritische Philosophie habe kennen lehren, welche noch nicht bis ins dortige Ritterkanton gedrungen war, wozu er das Versprechen fügte, die Kantischen Schriften zu studiren. Da Anselm nun nicht zweifelte, Herr von Reitheim wäre durch dieselben völlig überzeugt wor-

den, und ihm deßwegen Dank schuldig: so glaubte er, von demselben für einen so wichtigen Dienst auch wohl eine Gegengefälligkeit verlangen zu können. Er wußte, daß Herr von Reitheim an mehrern Höfen sich aufgehalten hatte, und mit den angesehensten Familien im Reiche verwandt war: er schrieb deßhalb an denselben, setzte ihm einigermaßen seine Lage auseinander, und bat ihn um seine Empfehlung an einen Minister. Philipp widerrieth zwar diesen Schritt, und war der Meinung, ein vornehmer und reicher Mann denke nicht so lange an Universitätsfreundschaft, er werde sich weiter um ihn nicht bekümmern, da er ihn nicht brauchen könne, und werde ihn höchstens mit einem höflichen Briefe abspeisen. Anselm aber glaubte seinen Freund besser zu kennen, und rechnete dabey auch ingeheim auf den ihm wegen der kritischen Philosophie erzeigten Dienst.

---

## Zwanzigster Abschnitt.

Irrthum Philipps. Probe von Universitätsfreundschaft. Biegsamkeit moralischer Maximen, und mancherley Anstalten.

Dießmal hatte Philipp völlig Unrecht, denn Herr von Reitheim beantwortete Anselms Brief mit umgehender Post äußerst freundschaftlich. Er meldete ihm beynahe eben das, was Philipp über die Abhängigkeit von einem vornehmen Herrn sagte; und schlug ihm vor, wenn er ja seine Lage verändern wolle, lieber ihn, seinen Freund, mit seiner Gegenwart zu beglücken. Er habe, schrieb er ihm, einen Sekretar nöthig, und in diese Stelle könne er gesetzt werden; doch solle er eigentlich mehr als Freund bey ihm seyn, und mit ihm auf dem Gute leben, welches in einer sehr angenehmen Gegend liege. Er solle daselbst alles frey und eben so gut haben, als der Besitzer selbst. Noch setzte er verbindlicher Weise hinzu, er verspreche sich großes Vergnügen von seiner Gesellschaft; und gab zu verstehen, es möchten vielleicht gewisse

Umstände eintreten, wo er auf eine vorzügliche Art für sein Glück sorgen könne.

Anselm triumphirte, daß sein Entwurf, ob er gleich eine ganz andere Wendung nahm, doch so wohl gelang. Er sah die reizendste Aussicht, sich bey einem Liebhaber der Weltweisheit als Freund aufzuhalten, und ruhig auf dem Lande im Schooße der Natur zu philosophiren. Er fand, daß eine solche Art zu leben viel erfreulicher und also seinen Wünschen angemessener seyn werde, als ein Amt. Es war übrigens recht gut, daß er bey seinem ersten Entschlusse von dem aus der kritischen Philosophie gezogenen Grunde ein Amt anzunehmen, von der Pflicht so zu handeln, daß die Maxime der Handlung allgemeines Gesetz werde, und also in dem gegebenen Falle für das Wohl Tausender lieber als für sein eigenes zu sorgen, seinem Freunde Philipp nichts eröffnet hatte. Dieser würde ihm vermuthlich nach seiner Einfalt etwas über die Unsicherheit gesagt haben, ein moralisches Princip richtig anzuwenden, das auf Maximen beruht, welche aus Handlungen können gezogen werden. Es scheint beynahe, man könne aus jeder Handlung mancherley Maximen ziehen, bey Dutzenden; und ein Maximenzieher sey

wie ein Pfropfzieher, der auf eine oder die andere Art alle Pfröpfe herausbringt, wenn er auch einige zerbricht oder in die Flasche stößt. Anselm würde aber doch gewiß auf alle Einwürfe gegen die Moralität sowohl seines ersten als auch seines jetzt gefaßten Entschlusses, etwas zu antworten gehabt haben. Er hätte den letzten gewiß auch aus einer Maxime herzuleiten gewußt, der alle denkende Wesen folgen müßten; und das ist ja bekanntlich genug, indem wider einen kategorischen Imperativ weiter kein Grund gilt. Indeß wollen wir nicht dafür stehen, daß, außer der von ihm erkannten Pflicht, seinem Freunde Reitheim das Leben zu versüßen, nicht auch, ihm selbst wohlbewußt, seine eigene Gemächlichkeit auf die Veränderung seines Entschlusses einen Einfluß gehabt habe. Es muß wohl überhaupt mit der Anwendung des so vortreflichen neuen reinen Princips der Sittlichkeit eine eigene Bewandniß haben. Denn die betrübten Beyspiele sind da, daß selbst junge Docenten, bey denen doch gewöhnlich die kritische Philosophie am brünstigsten ist, sehr geneigt seyn würden, wider dieß sittliche Princip zu handeln. Jeder von ihnen würde gern eine kleine Universität wo er ve-

getirt, und den kleinen Hörsaal, wo er kaum sechs Zuhörern die Kategorieen einkäuen kann, mit großen Universitäten, wie Leipzig, Halle, Jena, oder Göttingen vertauschen, bloß aus der ganz unmoralischen Ursache, weil ihm da Tausend Thaler Gehalt und großer Beyfall versprochen würde. Ja es ist zu befürchten, selbst einem ältern kritischen Philosophen könne ein Hofrathstitel wohl zur Bestimmung seines Willens bey einer solchen Ortsveränderung dienen; ob man gleich vermuthen sollte, ein Philosoph würde den Besitz eines solchen Titels weder für Glückseligkeit, noch die Maxime ihn besitzen zu wollen, für ein allgemeines Gesetz aller denkenden Wesen erkennen. Um so mehr mag denn unser dicker Mann entschuldigt seyn, wenn er, gleich größern Philosophen, unbeschadet des reinen Princips der Sittlichkeit, und des unwiderleglichen kategorischen Imperativs, zu seiner Bequemlichkeit inkonsequent handelte. Er sah die Ungemächlichkeit der medicinischen Praxis täglich allzudeutlich vor Augen: er stellte sich die philosophische Ruhe, in der er nun leben würde, sehr reizend vor; und so blieb der kategorische Imperativ, wo er gemeiniglich bleibt, in der Studirstube und auf dem Katheder.

Anselm machte nun alle nöthige Anstalten zur gänzlichen Veränderung seines Aufenthalts und seiner Reise. Es waren dabey noch allerley Geschäfte zu verrichten, die ihm anfänglich nicht beyfielen. Dahin gehörte die Einkassirung verschiedener Schulden, die er aus seiner medicinischen Praxis noch zu fordern hatte, ohne welche es schwer gewesen seyn würde, die etwas weite Reise zu bestreiten. Der ökonomische Leser möchte vielleicht fragen, wo denn die zweytausend Thaler geblieben wären, welche unser dicker Mann aus seinem Schiffbruche in Vaals noch gerettet hatte? Hierauf dient zur Antwort, daß unser dicker Mann ein großer Liebhaber von den Dingen war, welche das Modenjournal mit dem eleganten Worte Nippes bezeichnet, und wovon es seinen Lesern und Leserinnen in den kleinen Städten, (denn in den großen Städten kennt man die Nippes, ehe das Modenjournal davon redet,) monatlich so freundschaftliche Anweisung ertheilt, überflüßiges Geld dafür auszugeben. Wir haben kein neudeutsches Wort für diese französische Benennung, welches doch sehr nöthig scheint, da die Sache zum größern Glanze vieler sonst

ganz altväterischen deutschen Familien immer allgemeiner zu werden anfängt. Es wäre also der berühmte Herr Campe zu ersuchen, dafür ein neues Wort zu ersinnen, das sich neben dem Stelldichein und dem Siehdichum könne sehen lassen. Genug, die Leser kennen nun die Sachen, wofür Anselm gar zu gern Geld ausgab, sobald er sie erblickte; denn sie machten ihn gar zu glücklich, wenigstens einen oder zwey Tage, nachdem er sie gekauft hatte. Nimmt man noch hinzu, daß er allenthalben bey den reichen Kaufleuten in Elberfeld Möbeln von Mahoganyholz, Fußdecken von Savonneriearbeit und mehr Dinge der Art bemerkte, und sich dergleichen bey seiner ersten Einrichtung, wobey er viel Geschmack zeigte, auch anzuschaffen für gut fand; so wird man sich nicht wundern, wie das mitgebrachte Geld und mehr in ein paar Monaten ausgegeben ward. Es dünkte unsern dicken Mann, es gehöre ja zur Würde eines neuangehenden Doktors, sein Haus bemittelten Leuten gleich einzurichten. Die reichen Kaufleute behielten ja doch immer noch einen großen Vorsprung in der Ausgabe vor ihrem neuen Doktor, durch ihre rühmliche Wohl-

thätigkeit gegen die Armen, worin er ihnen wirklich nicht so folgen konnte, wie er wohl gern gewollt hätte, indem er bald fand, daß ihm die Nippes und Mahogany möbeln sogar schon in Schulden setzten.

Alle diese Sachen mußte er jetzt freylich ungefähr für den dritten Theil des Werthes verkaufen. Indeß kam doch eine mittelmäßige Summe heraus; und sie wäre noch größer gewesen, hätte sich unser weiser dicker Mann nicht einen eleganten Reisewagen anschaffen wollen, um sich doch bey seinem neuen Freunde nicht Schande zu machen. Das Übergebliebene war jedoch zur Reise mehr als hinlänglich. Er nahm von seinen Freunden in Elberfeld Abschied, und verließ froh einen Ort, wo ihm einer seiner liebsten Wünsche mißlungen war. Er dachte immer mit einer gewissen Bitterkeit daran, indem er nicht begreifen konnte, warum bey seiner Klugheit gerade ihm ein solcher Streich hatte begegnen müssen. Da indeß nun einmal ihn das Schicksal traf, seinen unschuldigen Wunsch, im häuslichen Leben sein Glück zu finden, nicht erreichen zu können: so fuhr er jetzt der angenehmen Aussicht entge-

gegen, in philosophischer Ruhe die Kräfte seines Geistes in Gesellschaft eines Freundes zu entwickeln, der von gleicher lobenswürdiger Neigung durchdrungen war. Dabey unterließ er nicht, seinem philosophischen Gleichmuthe ein Kompliment zu machen, daß er, eine schöne Frau und Reichthum vergessend, mit dieser eines weisen Mannes würdigen Aussicht zufrieden seyn wollte.

## Ein und zwanzigster Abschnitt.

Anselms Reise zu seinem philosophischen Universitätsfreunde. Einrichtung des Hauswesens eines Philosophen, Gespräch über Philosophie, nebst einigen andern Dingen.

Anselm reisete sehr angenehm in den schönsten Tagen des Herbstes, und sein Herz öffnete sich, je näher ihn sein Weg den herrlichen Gegenden des Rheingaues brachte. Er kam auf dem Gute, wo Herr von Reitheim damals sich aufhielt, Nachmittags um fünf Uhr an. Er fuhr in den großen Vorhof des ansehnlichen Schlosses ein, und nachdem er war gemeldet worden, erschienen ein paar reichgekleidete Bedienten, die ihn in den Speisesaal führten; denn es war eine große Gesellschaft benachbarter Edelleute da, welche noch an der Mittagstafel saßen. Herr von Reitheim stand auf, schüttelte unserm dicken Manne treuherzig die Hand, und stellte ihn den Gästen als seinen gewesenen Universitätsfreund und künftigen Sekretar vor. Die Edelleute beehrten den Universitätsfreund mit einem Kopfnicken, und standen vor dem Sekretar nicht auf. Dem dicken

Manne, der beide Eigenschaften in sich vereinigte, ward am untern Theile der Tafel ein Gedeck und ein Stuhl angewiesen; und so konnte er ungestört essen und trinken was vor ihm stand: ungestört, weil Niemand mit ihm sprach. Die Herren hatten viel zu reden, von Pferden, von Jagdzeug, von Hühnerhunden, von Fuchsprellen, von Wilddieben, und von hübschen Mädchen, wobey die Flasche weidlich herumging, und die alten Rheinweine, wovon verschiedene Jahrgänge nach einander herbeykamen, nicht geschont wurden. Anselm dachte bey sich: »Ich bin zu einer unphilosophischen »Stunde gekommen. Was mag Herr von »Reitheim nicht leiden, daß er Ehren halber in »solcher Gesellschaft seyn muß! Er kann mich »nicht abreichen, sonst würde er gewiß gern »mit mir von der kritischen Philosophie ge»sprochen haben!« Indem er so dachte, reichte ihn Herr von Reitheim doch ab, und rief ihm zu: »Herr Bruder Sekretar, stimme doch an:

»Gaudeamus igitur
»Juvenes dum sumus!» —

Zugleich richtete die ganze Gesellschaft, die Gläser in der Hand, die Augen auf ihn. Er ward roth; aber auf nochmalige Aufforderung mußte er anstimmen. Er fand es zwar seltsam,

daß er, anstatt zu philosophiren, seinen Dienst mit Singen anfangen sollte. Indeß, da doch alle die Herren so kräftig lateinisch mitsangen: so meinte er, es möchten etwa Gelehrte darunter seyn, die er sich vornahm gelegentlich zu prüfen, wie weit sie wohl in der Lehre von den direkt-synthetischen Sätzen gekommen wären.

Gegen sieben Uhr ward die Tafel aufgehoben; Niemand bekümmerte sich um den Herrn Sekretar, und die Gäste gingen in ein anderes Zimmer. Als er nachfolgen wollte, trat ein Bedienter zu ihm und berichtete, er habe Befehl, ihn in sein Zimmer zu führen, wohin seine Sachen schon gebracht wären. Er ging dahin, und nachdem er allein war, dachte er bey sich während des Auspackens über das nach, was er seit ein paar Stunden gesehen hatte, und ward bald mit dem Schlusse fertig, es müsse heute ein außerordentlicher Tag seyn. Er machte noch bey sich die Bemerkung, daß man auf dem Lande seine Nachbaren nicht wählen könne, und schon zuweilen mit ihnen nach ihrer Weise leben müsse. Gegen zehn Uhr kam ein Bedienter, ihm zu sagen: es werde heute nicht supirt, weil der gnädige Herr heute früh zu Bette gehe; wolle er aber etwas

Kal-

Kaltes haben: so stehe es zu Diensten. »O,« dachte er bey sich: »Da erkenn' ich den Philoso»phen! die Wildfänge sind weg, nun will er ruhig »seyn, um morgen der Philosophie zu leben!« — Er wollte nicht weniger philosophische Enthaltsamkeit zeigen als Herr von Reitheim, verbat alles, und legte sich zu Bette; wo er noch bis nach Mitternacht wachte, wegen mancher philosophischen Ideen, die ihm durch den Kopf gingen. Er war noch nicht lange eingeschlafen, als er früh um vier Uhr durch den lauten Schall der Rüdenhörner aufgeweckt ward. Er erschrak nicht wenig, und wußte nicht was das bedeuten sollte. Allein, er blieb nicht lange in Ungewißheit; denn Herr von Reitheim ließ ihm sagen, er möchte doch mit zur Parforcejagd kommen. Dieß war nun nicht nach seinem Geschmacke, und er ließ sich mit seiner Müdigkeit entschuldigen. Aber nach einer Viertelstunde kam eine neue Botschaft: er möchte doch gleich kommen, es sey schon ein Pferd für ihn gesattelt, und man warte auf ihn. Er mußte also auf Befehl erscheinen, zumal da er wegen des Getümmels doch nicht hätte schlafen können. Es war schon die ganze gestrige Gesellschaft beysammen, und noch einige Domherren aus ei-

nem benachbarten hohen Stifte; die Hunde, die Piqueurs, und nun auch der Herr Sekretar waren da. Der letztere ritt mitten im Gewühle so geschwind als ihn sein Pferd trug, wenigstens vier bis fünf Meilen durch Dick und Dünne. Er konnte fast nicht mehr fort; denn es ging ihm beynahe noch schlimmer, als auf dem Ritte mit Jungfer Mariane, und jetzt war er nicht verliebt. Aber er mußte fort; denn hätte er auch gewußt, wohin er reiten sollte, um ruhig zu seyn: so wäre es doch unmöglich gewesen, sein jagdgewohntes Pferd von der Meute abzulenken. Er war also herzlich froh, als der Hirsch endlich abgefangen war, und die Jagd abgeblasen wurde. Da ritt man nach dem Schlosse eines der Edelleute die gestern beym Herrn von Reitheim gewesen waren, und kam gegen vier Uhr endlich zur Tafel. Das Lachen über unsern dicken Mann fing schon an sich in der Gesellschaft zu verbreiten; denn der Leibjäger des Herrn von Reitheim hatte bemerkt, daß er sich mußte vom Pferde heben lassen, und hatte die Ursache verrathen. Die löbliche Gesellschaft nahm ihn nun bey der Tafel als einen Neuling in Betrachtung, und zäumte ihn auf, ohne sehen zu lassen wo die

Zäume hingen. Man fing einen gelehrten Diskurs an, den er unschuldiger Weise sehr gelehrt beantwortete, zur großen Belustigung der Gesellschaft. Er mußte singen; und man setzte ihm mit dem guten Weine so zu, daß ihm die gewöhnliche Ehre angethan ward, und er frühzeitig ohne Empfindung zu Bette gebracht werden mußte. Es waren noch die ruhigsten Stunden, die er seit seiner Ankunft gehabt hatte. Man ließ ihn ausschlafen; aber den folgenden Tag mußte er, aller Vorstellungen ungeachtet, mit auf ein Treibjagen. Dabey war er den Neckereyen der Jäger ausgesetzt, und bey der Mittagstafel den Neckereyen der Gesellschaft. Er machte zwar gute Miene zum bösen Spiele, und suchte seinen ehmaligen Universitätswitz hervor, um in den Ton der Gesellschaft einzustimmen. Dieß brachte ihm auch einigen Beyfall zuwege, und es tröstete ihn innerlich, daß Herr von Reitheim dabey ganz still schwieg, welches er als Mißbilligung auslegte. Das kann es vielleicht gewesen seyn; sonst aber hatte der gute Herr eigentlich andere Dinge im Sinne, und fuhr daher den folgenden Morgen nach seinem Schlosse zurück, welches unserm dicken Manne sehr lieb war. Weil aber Herr

von Reitheim einen andern Herrn in seinen Wagen nahm: so konnte der Sekretar darin nicht Platz finden; sondern mußte auf dem Jagdklepper reiten, welches ihm aus gewissen Ursachen wieder nicht sehr lieb war, aber sich doch nicht ändern ließ.

Man kam gegen Abend im Schlosse an. Diesen Abend und den andern Vormittag ließ ihn Herr von Reitheim nicht zu sich fordern. Er ging aber hinunter, um das Haus und den Garten und die Einrichtung der Haushaltung kennen zu lernen. Es war alles auf großen Fuß eingerichtet. Da war ein Laufer, acht Bedienten in Livree, außer dem Leibjäger noch ein paar andre Jäger, Stallleute die Menge, zwey Kammerdiener, Anselm als Sekretar, und noch ein Herr, der keinen besondern Charakter hatte, aber immer viel um den gnädigen Herrn war, wenn es ihm an Gesellschaft mangelte. Anselm ging gedankenvoll im Garten spatziren, und wunderte sich, daß ein Philosoph so vieler Leute bedürfe. Als aber zur Tafel geblasen ward, sah er da noch drey Personen, die zur Haushaltung gehörten. Es waren zwey junge muntere Mädchen: die Eine blond, die Andere brünett, unter der Aufsicht einer Tante; welche

Personen nicht mitspeiseten, wenn Gesellschaft da war. Auch fand sich noch an der Tafel ein ältlicher Herr, der nichts als französisch sprach, und der, wie Anselm hörte, einige Monate dort gewesen war. Ferner der obengedachte Herr, dessen Bedienung keine besondere Benennung hatte. Es zeigte sich bald, daß dieser in Sold genommen war, um bey der Tafel Logogryphen und Charaden aufzugeben, Leberreime zu machen und Mährchen zu erzählen, damit der gnädige Herr und die beiden Schätzchen belustigt würden. Bey diesen beiden schlug es auch an, und es ward Lache über Lache aufgeschlagen. Aber Herr von Reitheim befand sich nicht wohl, oder war sonst nicht bey guter Laune. Er sprach fast nicht ein Wort; und da auch der Franzose gegen die Gewohnheit seiner Nation nicht sehr gesprächig war: so wäre ohne den Charadenmacher, der immer sorgte daß Rede da wäre, alles im Speisesaale still wie im Rempter eines Kartäuserklosters gewesen; denn auch Anselm sprach fast nicht ein Wort, weil er vor Erstaunen nicht zu sich kommen konnte, daß die Philosophie sich mit dem allen vertrüge. Daß die spekulative Philosophie sich mit Widersprüchen im Charakter

und Leben vertrage, hätte er freylich an sich selbst erkennen können. Aber sogar die Philosophen sehen nicht immer zuerst ihre eigenen Fehler.

Herr von Reitheim war bis gegen Abend in enger Konferenz mit dem französischen Herrn, und die Bedienten hörten sie oft laut reden. Anselm bekam spät Abends ein großes versiegeltes Billet seines Herrn, worin ihm aufgegeben ward, die anliegenden Schriften gegen morgen früh ins Reine abzuschreiben. Es waren einige Bogen in Chiffern und Charakteren. Das verständlichste war eine vom Herrn von Reitheim eigenhändig entworfene Quittung in französischer Sprache: »comme quoi der Sieur »Raphael Gabriel de Mont-lune außer den »von dem haut et puissant Seigneur Eric Ro- »deric Hatto Baron de Reitheim, Baron du »St. Empire etc. etc. Seigneur héréditaire des »terres † †, et autres lieux etc. etc. schon em- »pfangenen Summen, jetzt die Summe von »zweytausend Gulden Reichswährung erhalten »habe, und damit wegen aller seiner Forderun- »gen an den gedachten haut et puissant Seig- »neur völlig vergnügt worden, worüber er qui- »tire, so wie er auch bekenne, alle demselben

»mitgetheilte Schriften, nach genommener Ab»schrift, zurückbekommen und in alle Wege an »gedachten Herrn Baron und haut et puissant »Seigneur weiter keine Forderung zu haben, »wie diese auch Namen haben möge.« Dieser Anfang des Sekretariats unsers dicken Mannes schien ihm nun sehr niedrig mechanisch, und er warf erst die Papiere mit Unwillen auf den Tisch. Er hielt sich äußerst herabgewürdigt, daß ihm zugemuthet ward, Bogen voll Zahlen und unverständlicher Charaktere nachzumalen, und die hochtrabende Quitung eines Mannes ins Reine zu schreiben, mit dem er sonst so viel über Philosophie disputirt, und ihn widerlegt hatte; daß ihm dieses zugemuthet ward, ihm der auf seiner Schreibstube in Vaals selbst wohl drey Leute gehabt hatte, seine Aufsätze und noch vor kurzem sogar seine Gedichte abzuschreiben, ihm, der als Doktor sogar über Leben und Tod durch seine Recepte hatte gebieten können. Nein, das war zu arg! Sollte er es wirklich thun? Sollte er wollen, es solle allen denkenden Wesen ein Princip der Gesetzgebung werden, sich so herabwürdigen zu lassen? — Er warf sich eine Viertelstunde auf sein Bette; denn einen Sofa hatte er nicht, der

sonst seine Spekulationen so oft begünstigt hatte. Aber, siehe da! Die Macht eines richtigen moralischen Principium drang in ihn ein. Er bedachte, jetzt sey es seine Pflicht, zu gehorchen; und so sprang er auf, und wendete einen Theil der Nacht an, die Abschriften zu machen, so sauer es ihm auch ward, siegelte sie noch ein, und schrieb den vollständigen Titel des Herrn Baron mit dem haut et puissant Seigneur und den Terres † †, et autres lieux auf die Addresse. »Er mag es merken, daß ich unwillig bin »über die Begegnung, und über ihn spotte!« sagte er bey sich selbst. »Er wird gewiß »heute bey Tische so flämisch aussehen wie ge»stern. Mag er doch! Ich habe noch sechszig »Thaler in der Tasche, und kann weiter reisen. »Ich will lieber am kleinsten Orte praktisiren, »als in solcher schimpflichen Abhängigkeit ste»hen!« Gut war es, daß Philipp dieses nicht hören konnte; der würde gesagt haben: warum bliebst du nicht in Elberfeld? — Anselm war indeß mit sich zufrieden über seinen mannhaften Entschluß, und schlief endlich ein.

Der Schlaf kühlt das Blut ab; und unser dicker Mann nahm sich vor, wenn er gefordert würde, zwar ernsthaft, aber nicht verdrüßlich

auszusehen, und ganz unbefangen zu seyn, wenn sein Herr, wie seiner Meinung nach nicht fehlen konnte, wegen der Addresse irgend etwas sagen möchte. Aber er ward nicht gefordert. Der Herr Baron stand etwas früh auf, und hatte eine halbstündige Konferenz mit dem Franzosen, der alsdann alle seine Sachen aufpacken ließ und gänzlich abreisete, zur großen Freude aller Bedienten, die ihn als einen undeutschen Kerl haßten. Fast sollt' es scheinen, Herr von Reitheim wäre über die Abreise auch froh gewesen; denn heute war er bey der Mittagstafel sehr aufgeräumt, lachte über alle Einfälle des Charadenmachers, und schäkerte viel mit den beiden Mädchen. Mit Anselm sprach er wenig, aus Beschämung, wie dieser glaubte, und sich heimlich darüber kitzelte. Nach der Tafel hielt der Herr Baron, wie er oft pflegte, einen kleinen Mittagsschlaf. Anselm aber brachte seine Zeit in einiger Unruhe zu, ob es täglich so gehen sollte, und wie es werden würde. Um sechs Uhr ließ der gnädige Herr dem Herrn Sekretar sagen, er möchte zu ihm kommen, mit ihm eine Tasse Thee zu trinken. Über diesen freundlichen Antrag ging unserm dicken Manne, seines gestrigen Zorns ungeachtet, das

Herz wieder auf. Er fand den Herrn von Reitheim in seinem Kabinette auf dem Sofa liegen, mit einer ruhigen Pfeife in der Hand. Er ließ seinen Sekretar neben sich sitzen, schenkte ihm Thee ein, redete ihn mit dem ehemaligen freundschaftlichen Du an, welches er schon einigemal gebraucht hatte, wenn sie einen Augenblick allein waren. Der Herr Sekretar brauchte das ehrerbietige Sie, und vergaß bey der freundschaftlichen Bewillkommung ganz, daß er hatte böse seyn wollen. Er hatte auch jetzt dazu gar keine Veranlassung; denn Herr von Reitheim erinnerte sich bald der Gelehrsamkeit, besonders der Philosophie.

Es ist unstreitig, daß den Leuten, die nichts zu thun haben, nichts mehr zur Last wird, als die Zeit; und eben so gewiß, daß die glücklichen Erdensöhne, die nur zu ihrem eigenen Vergnügen leben, gemeiniglich das Unglück haben, daß ihnen das Vergnügen bald zu fehlen anfängt. Daher müssen sie auf Abwechselung denken; fehlt die ihnen, so sind sie ganz verloren. Sie haben getrunken, und können bald nicht mehr trinken, weil der Magen nicht mehr annehmen will. Sie haben geliebelt, und müssen es lassen, weil ihr Körper bald abgezehrt

und ihre Verdauungskraft geschwächt wird, und Gicht, Kopfweh und Magenkrampf ihre Vergnügungen krönen. Sie wollen nichts thun, sondern nur genießen, und der Genuß fehlt mitten im Genusse; es wird ihnen bald alles ungeschmackt, Gasterey, Komödien, gefällige Schätzchen, vermummte Tänze, Jagdgelage und die Mährchen und witzigen Einfälle der Schmarotzer. Daher ist es nicht unrecht, den Söhnen vornehmer und reicher Leute (die Söhne der Fürsten nicht ausgenommen), die künftig in der Welt nichts vor sich sehen, als ihre Zeit hinzubringen, und nach Vergnügen zu haschen, um ihrer selbst willen anzurathen, in ihrer Jugend nicht so faul zu seyn, sondern sich anzustrengen, um irgend etwas zu lernen, oder ihren Geist mit etwas zu beschäftigen. Es giebt in allen Wissenschaften, selbst in denen, die am trockensten scheinen, sogar in der Mathematik, Vergnügungen für den, welcher sie nur zu schmecken weiß. Und da vornehme Leute ihren Gaumen abrichten, daß er endlich allen haut-gout und die feine Unterscheidung aller Jahrgänge alter Rheinweine auskosten kann: sollte es ihnen denn so ganz unmöglich seyn, ihre Seele, auf die sie gemeiniglich so

gar keine Sorgfalt wenden, so abzurichten, daß diese auch, was klug oder unklug, witzig oder unwitzig ist, unterscheiden könnte?

Dem Freyherrn von Reitheim that es sehr wohl, daß er auf Universitäten mancherley Wissenschaften und besonders die spekulative Philosophie studirt hatte. Die Vergnügungen der Jagd, des Wohllebens, der Mädchen, der Schauspiele, der Courtage bey Hofe, und sogar der Charaden, ermüdeten ihn endlich. War er nun mit Vergnügen übersättigt: so nahm er Glaubersalz; war er aber gerade davon gesättigt: so hing er auf dem Sofa seinen philosophischen Spekulationen nach, die sogar zuweilen dem Glaubersalze nachhalfen.

Jetzt befand er sich sehr wohl. Seine Grillen waren vergangen. Den alten Franzosen war er los. Er hatte bey Tische gedahlt und nach Tische geschlafen. Er lag nun bene pransus satur supinus auf seinem Sofa, und so glaubte er, ein Stündchen Philosophie würde ihm wohl thun; denn er hatte schon mehrmal bemerkt, daß ein kurzer Gebrauch der Vernunft den sinnlichen Organen neuen Reiz gebe. Er ließ daher seinen Sekretar rufen. Dessen Prätension auf Philosophie kannte er

noch von der Universität her, und in seinen nachherigen Briefen hatte er mit Lächeln noch mehr davon gemerkt. Daher bereitete er sich das Vergnügen, ihm ein wenig auf die Zähne zu fühlen. Also nachdem er eine Tasse Thee langsam eingeschlürft hatte, fragte er:

»Nun, apropos! Was macht bey Dir die »Philosophie?«

Eine solche Frage, oder eine ähnliche, hatte unser dicker Mann schon seit einigen Tagen erwartet; und nun — ob er antwortete — ob er lange, ob er mit Begeisterung antwortete — das mag der geneigte Leser ermessen, der jemals etwas auf dem Herzen gehabt hat, es gern herausgesagt hätte, und nicht hat dazu kommen können.

Daß Anselm in das Lob der neuen Erfindung der kritischen Philosophie bald sich ergießen mußte, versteht sich. Herr von Reitheim, der ihn kommen sah, neckte ihn, daß er in Feuer kam; und da er ihm nun weitläuftig eine Menge Argumente hatte auskramen lassen, war er's müde und sagte ganz kalt:

»Du magst sagen, was du willst, dein Kan»tisches System gefällt mir so wenig, als ir»gend ein anderes System.«

»Aber, lieber Himmel! Ich habe Ihnen »schon vorher bewiesen, die kritische Philoso- »phie ist nicht ein System, sondern eine Kritik »aller Systeme, deren Unzulänglichkeit sie zeigt.«

»Und ist doch selbst unzulänglich; denn daß »alle Systeme nichts taugen, wußten mehr »Leute schon längst.«

»Aber war es nicht gut, daß es jezt noch »einmal auf eine so neue und bündige Art ge- »zeigt ward?»

»Bündig! das wüßte ich eben nicht. Mir »ist Sextus Empirikus und Hume viel bündi- »ger. Neu wäre die Kritik der Philosophie? »Meinetwegen! Nur das Neue ist nicht wahr, »und das Wahre ist nicht neu! —

»O, wahrhaftig! Sie werden unbillig, sehr »unbillig. Wie können Sie über Kants unsterb- »liche Werke, über Werke, die dreyßig Jahre »Nachtwachen kosteten, so absprechen! Nein, »so ist kein Disputiren mit Ihnen; so können »Sie freylich sagen, was Sie wollen.« — Und er stand verdrüßlich auf. —

Herr von Reitheim der seinen Sekretar noch zur Verdauung brauchte, richtete sich ein we- nig auf, drückte ihn mit der Hand wieder auf seinen Stuhl, und fuhr fort:

»Siehst du, Herr Bruder, damit du merkst »daß dn unbillig bist, nicht ich, will ich dir be»kennen, daß ich unrecht habe; doch auch so »sehr nicht. Die Philosophen sprechen ab, um »ihrer Argumentation willen, wir Witzlinge um »eines Einfalls willen. Jeder hat seine Wei«se; nur Einer radotirt anders wie der Ande»re. Höre an: daß Kant ein trefflicherer Kopf »ist, als ich und du, das versteht sich. Daß »seine Werke voll Scharfsinn sind, mag auch »seyn. Wenn ich sagen wollte, ich hätte nichts »daraus gelernt: so wär' ich undankbar; nur »nicht das, was du willst daraus gelernt ha»ben. Schon das viele Nachdenken, wodurch »meine Geisteskräfte in neue Bewegung gesetzt »wurden, will ich ihm gern danken. Kant hat »überhaupt die in ihrer vermeinten allgemein»geltenden Weisheit sicher schlummernde Philo»sophie aufgeweckt und beunruhigt. Das ist recht »gut; aber das ist wahrhaftig auch alles! Daß «nun die äußersten Gränzen der Wahrheit ge»funden wären, ist, mit Ehren zu melden, nicht »wahr. Ich bin aber übrigens ganz wohl zu»frieden, daß einmal wieder etwas Neues in die »Philosophie gekommen ist; denn siehst du, neue »Systeme sind wie neue Besen, sie kehren gut!«

»Wie kann man nur so niedrig von so er»habenen Werken reden! Und gesetzt, weil ich »doch auch billig seyn will, da Sie anfangen »es zu seyn, ich wollte Ihnen auf einen Augen»blick zugeben, Kant's Kritik wäre ein neues »philosophisches System: wie können Sie ein »so niedriges und unpassendes Gleichniß da»von brauchen?»

»Nicht niedrig, und sehr passend! Systeme »kehren Staub und Spinnweben aus dem Gei»ste, wie die Besen aus den Winkeln.«

»So! das heißt also die hellen Köpfe, die »an allem zweifeln, brauchen keine Systeme, »weil schon alles in ihrem Geiste so zierlich »und herrlich aufgeputzt ist! Da liegt also »das Feine des Gleichnisses!«

»Nicht so wie du meinst. Skeptiker mö»gen keine Systeme. Aber nicht nur der Skep»tiker kann die Systeme entbehren, sondern je»der, dessen Begriffe deutlich und ordentlich »auf einander folgen, und wäre es auch nur »Deutlichkeit durch Mutterwitz. Braucht der »Mathematiker ein System, oder hat er eins? »Wo kein Staub oder Spinnweben sich an»setzen, braucht man keine Besen. Siehst du, »als es in der Theologie helle ward, wurden

»die Systeme überflüßig; wird sie wieder durch »Spinneweben verdunkelt, gib acht, dann gehts »wieder aufs System los. Neue Systeme »müssen nothwendig oft gemacht werden; denn »sie nutzen sich ab, wie die Besen.«

»Über Ihr Gleichniß! Wahrheit ist der Zweck »jedes Systems; und zu zeigen, wie viel Wahr»heit an übersinnlichen Gegenständen wir zu »erkennen vermögen, ist Zweck der kritischen »Philosophie. Wahrheit aber ist unveränder»lich, bleibt ewig Wahrheit.«

»Ja! aber systematische Wahrheit nur so »lange die Ewigkeit des Systems dauert. Sieh, »Herr Bruder! Das menschliche Leben währet »siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, »achtzig; so lange hat noch kein philosophi»sches System ausgehalten: kaum ein theolo»gisches, das doch handfester ist! Und dann »ists mit den Systemen eben wie mit dem »menschlichen Leben: Wenns damit vorbey ist, »so ists Mühe und Arbeit gewesen. Sagt das »nicht die Kritik der Philosophie selbst von al»len Systemen? und der kommt gewiß noch »auch, der es von ihr sagt.«

»Und die ganz neue Bestimmung der Denk»formen, die genaue Bestimmung des Vermö-

»gens der Vernunft, die gezogene Gränzlinie, »welche das **mögliche** Wissen von der **uner**»**reichbaren** Erkenntniß trennt, die einleuch»tenden Beweise der Unmöglichkeit, vom Ob»jekte, von dem Dinge an sich **irgend etwas** »zu wissen!«

»Und der Widerspruch, daß doch das objek»tiv-reelle Daseyn des Dinges an sich erkenn»bar seyn soll? — Das objektiv-reelle Daseyn »ist doch wohl **irgend etwas**. — Apropos! »Noch eine Gleichheit zwischen Systemen und »Besen. Beide machen oft viel Staub, indem sie »den Staub recht sauber abfegen sollen. So ists »mit allen Systemen von je her gewesen, so »lange die philosophische Welt steht, und wird »mit allen künftigen Systemen so seyn. Sieh »nur recht nach, du wirst es so finden.«

»Ich sehe weder aufs Vergangene, noch ins »Zukünftige. Ich sehe auf die jetzige Kritik »der Philosophie; und die wird unveränderlich »wahr bleiben.»

»Ich merke, Herr Bruder, du bist wie »Oheim Toby Shandy, der auf eine Spalte »sah und dabey weder ans Vergangne noch »ans Zukünftige dachte. Werde nicht wieder »böse über die Vergleichung; Oheim Toby war

„ein Philosoph, so gut als Aristoteles, und ein „besserer als du! — “

Hier ward das philosophische Gespräch unterbrochen; denn das braunäugige Schätzchen und der Charadenmacher, die ein Stündchen später bestellt waren, als der Sekretar, kamen nun auch zum Thee. Die Unterredung ward allgemein und aufgeweckt. Das war sie aber nicht für Anselm, der auch wenig daran Theil nahm. Er entschuldigte sich wegen des Abendessens, und empfahl sich; und weil man ihn entbehren konnte, ließ man ihn gehen. Er ging mit großen Schritten auf seinem Zimmer auf und ab, und schmollte mit sich selbst, weil er sonst niemand hatte. Er ärgerte sich über des Herrn von Reitheim unphilosophische Denkungsart, der sich sogar an einem Charadenmacher belustigte, und zerbrach sich den Kopf, aus welchen Ursachen dieser philosophische Edelmann bey dieser seiner Denkungsart ihn hätte kommen lassen; denn er hatte bis jetzt nicht anders gedacht, als beide wollten mit einander philosophiren, und Herr von Reitheim wäre von ihm zur kritischen Philosophie bekehret.

## Zwey und zwanzigster Abschnitt.

**Einige Bemerkungen über Philosophie. Entdeckungen einer Philosophie, die Anselm noch nicht kannte, und deren Folgen.**

Sterne, der große Menschenkenner, macht die Bemerkung:

»Daß die feinsten Philosophen den breitesten Verstand haben, und ihre Seelen im umgekehrten Verhältnisse mit ihren Untersuchungen stehen.«

Daß diese Bemerkung sehr oft richtig ist, werden alle diejenigen zugeben, welche je auf Philosophen und auf breite Verstände gemerkt haben. Daß es Ausnahmen giebt, verdient kaum angemerkt zu werden; wohl aber:

»daß die feine Philosophie den Verstand eines Philosophen, wenn er einmal breit ist, nicht scharf macht, und daß der Verstand der Philosophen mit breitem Verstande, nicht eben allemal durch die feine Philosophie breit gemacht wird.«

Von beiden war ein lebendiges Beyspiel der Freyherr und Reichsritter von Reitheim.

Er war auf der Universität der feinste Philosoph, so daß seine skeptischen Argumente dem Professor der dogmatischen Philosophie oft viel zu schaffen machten. So gings auch noch Ein Jahr nach der Zurückkunft von der Universität, welche Zeit er bloß mit Studiren, und besonders der spekulativen Philosophie, zubrachte. Nun ereigneten sich aber ein paar kleine Vorfälle, welche alle Welt bemerken ließen, daß Junker Reitheim noch zu mehrern Dingen als zur feinen Philosophie tauglich sey, und daß sein Verstand einen Ansatz habe breit zu werden.

Einer dieser Vorfälle war, daß sein Vater starb. Dieser hatte ihm ein so mäßiges Jahrgeld gegeben, daß bey demselben das Studium der Philosophie gar wohl seine liebste Beschäftigung seyn konnte. Jetzt aber fand er sich berufen, der Welt zu zeigen, daß er auch da wäre; und da einige Monate darnach auch sein Oheim mit Tode abging: so kam er zu einem unermeßlichen Vermögen, und ward ein ganz anderer Mensch. Nun hielt er ein glänzendes Haus, hatte Bedienten, Pferde und Hunde die Menge, gab kostbare Mahlzeiten, hatte im Keller die besten alten Weine, und im Hause zwey junge Mätressen. Lauter Dinge, welche,

wenn ein Verstand sonst breit zu werden anfängt, ihn nicht schärfer zu schleifen pflegen.

Herr von Reitheim vergaß indeß bey seiner vornehmen Weltlebensart und bey seinem modischen Weltgenusse die Philosophie nicht ganz und gar. Wir haben eben gesehen, daß er sie brauchte, so wie die feinen Esser Assa fötida oder Kayennepfeffer, den Appetit zu sinnlichen Ergötzungen wieder etwas zu schärfen. Außerdem konnte sie ihm im Weltleben durch einige hingeworfene Worte zuweilen ein Ansehen der Superiorität geben, welches er auch nicht verschmähte. Nur zum deutlichen Beweise, daß die Art der Lebensweise auch auf die Art der Philosophie Einfluß hat, hatte er seine bisherige Philosophie geändert, und war von aller öffentlichen Philosophie nach und nach zur geheimen übergegangen. Die geheime Philosophie scheint sehr bequem auf die skeptische Philosophie gepfropft werden zu können. Nicht eben auf die skeptische Philosophie eines Aenesidemus, welcher die Perfektibilität der menschlichen Vernunft zum Grunde seiner Zweifel wider die Anmaßung derer nimmt, deren Kritik die Gränzen der menschlichen Vernunft bis auf ein Haar bestimmt zu haben meint, und

sie, damit sie ja nicht weiter gehen soll, mit einem Verhacke spitzfindiger Argumentationen einzäunen will. Nein, auf diejenige skeptische Philosophie, welche der menschlichen Vernunft zu wenig zutraut und die Erkenntniß der deutlichsten Wahrheiten ungewiß zu machen sucht, wird die geheime Philosophie sehr sicher gepfropft, so wie parasitische Pflanzen auf kränklichen Bäumen am besten fortkommen. Hiezu kömmt noch, daß die Lebensart der großen Welt französisch ist. Die geheime Philosophie ist aber zu uns von den Franzosen gekommen. Dieß beweisen selbst denjenigen die nur das Öffentliche der geheimen Philosophie kennen, die vielen Bücher voll geheimer Weisheit, womit uns die Franzosen beglückt haben, ihr Mystère de la Croix, die große theosophisch-philosophische Karte ihres getauften Juden Düchanteau, der gleich Christus vierzig Tage zu fasten versprach, und dadurch beynahe einen berühmten deutschen Seher irre gemacht hätte. Das beweisen noch viel andere Dinge mehr, als da sind, die drey verlornen Kapitel der Bibel ihres Grafen Cagliostro, die geheime Lehre ihrer Chanoines du St. Sepulcre auprès du Temple de Jerusalem, ihr Ordre de Chevaliers bienfai-

sans de la Cité sainte, und die tiefe Weisheit der Bücher Diadème des Sages, Des erreurs et de la verité und des Tableau des rapports entre Dieu et l'homme, und sogar ihr Buch Thot und die Tours de passe passe ihres Sieur d'Eteilla. Die Franzosen genießen des Glücks, zu den Großen der Erde und auch zu reichen und vornehmen Leuten vorzüglich Zutritt zu haben. Es giebt daher immer betriebsame geheime französische Philosophen, die in Deutschland in der Stille herum reisen, um diese Philosophie bey denen welche sie dazu geneigt und würdig finden, fortzupflanzen. Einer davon war der französische Herr, der kürzlich des Herrn von Reitheim Schloß verlassen hatte. Er war in der Gegend an manchen Höfen herumgereiset, und fing nun an, den Samen seiner geheimen Lehre in den Schlössern reicher Edelleute auszustreuen, wo er nur einen gutgedüngten Boden fand. So kam er auch zu Herrn von Reitheim, und verschafte sich bey ihm vielen Eingang. Er zeigte in den kräftigsten unverständlichsten Worten und Schriften alle geheime Wirkungen und Eigenschaften der Natur in einem Zusammenhange, der dem bisherigen Skeptiker, dem keine menschliche Philosophie

genug gethan hatte, außerordentlich einleuchtend schien, weil er diesen Zusammenhang glaubte. Sobald der französische Pythagoras so viel gewonnen hatte: fand er nun offenes Feld für das Anpreisen der geheimen Künste die er besaß, um alle Kräfte der Natur zu regieren und zu beliebigen Zwecken anzuwenden. Die geringste Kunst war, die unedlen Metalle in edle zu verwandeln. Diese machte auf Herrn von Reitheim auch nur den geringsten Eindruck; denn sein Vater und sein Oheim hatten schon dafür gesorgt, daß er nicht wohl mehr ausgeben konnte, als er einnahm, zumal da er nicht hoch spielte und nur wenig baute. Er gehörte zu den genügsamen Philosophen, welche das Geld, das dem Weisen so verächtliche Ding, geringschätzen, so lange sie nur so viel davon haben, als sie mit aller Macht verzehren können. Hingegen hatte der französische Herr einige andere geheime Wissenschaften zu verleihen, welche die Aufmerksamkeit unsers deutschen Barons aufs äußerste erregten. Darunter war besonders die Art, aus gewissen Steinen und Kräutern ein Elixir zu ziehen, wodurch die Gesundheit bis ins späteste Alter erhalten und sodann dem Alter wieder jugend-

liche Kräfte gegeben werden sollten. Diese Kunst wünschte unser Baron sehr zu besitzen, und nicht ohne Ursache. Jener Römer, welcher einige siebenzig Jahr alt ward, ließ auf sein Grab setzen: »Er habe sieben Jahre gelebet;« denn er rechnete nur diejenigen Jahre, die er der Freude und der Weisheit hatte widmen können. Unsre jungen Leute, die bloß für das Vergnügen daseyn wollen, leben geschwinder. So war auch Herr von Reitheim in den anderthalb Jahren, wo er durch seine großen Einkünfte sein Leben hatte genießen können, um gute zwanzig Jahre älter geworden. Daher sah er wohl ein, wenn er noch länger so fort genießen wollte — und er wollte nichts anders — müsse er bald übernatürlicher Hülfe nöthig haben.

Es lehret die veraltete Wolfische Philosophie, daß nichts in der Welt ohne zureichenden Grund geschieht; und eine unveraltete Welterfahrung will bemerkt haben, daß die vornehmen und reichen Leute, was sie thun, mehrentheils nur um ihrer selbst willen thun. Daher war auch hier der wahre Grund, warum der Herr Baron von Reitheim den Doktor Anselm so freundschaftlich zu sich berief, nichts anders,

als allein der Vortheil des gedachten Barons. Derselbe hatte (wie gesagt) angefangen, sich in die geheime Philosophie zu versenken, durch welche die tiefsten Tiefen der Natur ergründet werden, und sogar das Unmögliche möglich gemacht werden kann. Es scheint aber fast, als wolle die Natur die großen Geister foppen, welche so tief in sie einzudringen streben; denn sie läßt durch ihre geheimen Ergründer das minimum zur einzigen Quelle des maximum machen. Die geheimen Philosophen, ob sie gleich alle auf Vernunft gegründete Wissenschaften verachten, und besonders von der Chemie die mit Tiegel und Kohlen umgeht, mit großer Geringschätzung reden, müssen doch diese gemeine Chemie lernen und brauchen, weil sie ohne dieselbe nicht fertig werden können. Diese Nothwendigkeit erkannte auch der Sieur Raphael Gabriel de Mont-lune, und wollte daher in dem Schlosse des Herrn von Reitheim ein Laboratorium errichten. Dazu schlug er aber vor, einen Laboranten aus Frankreich kommen zu lassen, der eben so wie er, nebst dem ganzen Vorrathe von Geräthschaften, welche auch von Paris aus der rue de la Sourdière verschrieben werden sollten, dem Herrn

von Reitheim sehr hoch würde zu stehen gekommen seyn. Dieser hatte hingegen keine Lust zu einer so großen Ausgabe. Denn der Sieur de Mont-lüne hatte schon von Herrn von Reitheim verschiedene artige Sümmchen bekommen für Einweihung in verschiedene Ceremonien, und Mittheilung verschiedener Schriften, geschrieben theils in Chiffern und hieroglyphischen Charakteren die niemand lesen, theils in Worten die niemand verstehen konnte. Ob nun gleich Herr von Reitheim immer noch nach dem Sinne der Schriften suchte: so lag ihm doch auch dabey die starke Bezahlung am Herzen; und er setzte sich also wegen des anzulegenden Laboratoriums mit dem Sieur Raphael-Gabriel dahin in Traktaten, ob es nicht, zur Ersparung der Kosten, in Deutschland selbst könne angelegt werden; wozu sich aber der Sieur gar nicht hatte verstehen wollen. Eben zu dieser Zeit ging Anselms Brief ein. Herr von Reitheim glaubte, an ihm seinen Mann gefunden zu haben; denn er zweifelte nicht, ein Doktor der Arzneygelahrtheit werde die Chemie verstehen, und glaubte ein Ansehnliches zu ersparen, wenn er ihn beym Laboratorium brauchte. Daher erfolgte die

freundschaftliche Einladung zu ihm zu kommen, welche Anselm, gutwillig genug, theils der Freundschaft theils der Liebe zur spekulativen Philosophie zugeschrieben hatte.

Welch einen Meisterstreich auch Herr von Reitheim dadurch glaubte gemacht zu haben, daß er den Doktor Anselm zwischen sich und dem Sieur de Mont-lüne setzte: so gelang er doch nicht. Gedachter Sieur weigerte sich schlechterdings einen Dritten in die Geheimnisse einzuweihen. Er drohte, Herrn von Reitheim ganz zu verlassen, an welchen er aber noch wegen ihrer geführten Geschäfte große Forderungen machte; wogegen der Baron glaubte, für sein Geld viel zu wenig empfangen zu haben. Darüber entstand unter ihnen ein großer Streit. Der Baron sagte endlich dem Sieur geradezu: er werde ihn nicht von der Stelle lassen, bis er von ihm die versprochnen Geheimnisse erhalten habe, und wenn er Miene mache, heimlich wegzugehen: so werde er ohne weitere Umstände ins Loch geworfen werden. Er hatte, da er die Parforcejagd nicht abschlagen konnte, wirklich den Franzosen unterdessen der Aufsicht von ein paar Bedienten übergeben, die ihn nicht einen Augenblick aus den Augen lie-

ßen. Allein der Sieur Raphael-Gabriel war auch weit entfernt, heimlich davon zu gehen; denn er war nicht nur ein Mann von Ehre, und in Frankreich mit Herren aus den ersten Häusern, besonders mit dem Düc d'Orleans und dem Düc de Pequigny in genauer Verbindung; sondern er hatte ja vom Herrn von Reitheim noch eine große Summe zu fordern, welche er gar nicht Willens war im Stiche zu lassen. Herr von Reitheim eilte um dieser Sache willen von der Jagd zurück; und da entstand der große Streit unter ihnen, indem der Eine nicht mehr Geheimnisse, der Andere aber nicht mehr Geld herausgeben wollte. Endlich weil Herr von Reitheim das Hauptgeheimniß nicht entbehren konnte, ward der Vergleich dergestalt geschlossen, daß der Sieur das Geheimniß, wie im Alter wieder jugendliche Kraft zu erlangen sey, herausgab. Freylich nur in Chiffern und hierographischen Charakteren: denn anders hatte ers nicht; doch war der Schlüssel dabey, der nur den kleinen Fehler hatte, daß er bloß dem Eingeweihten verständlich war. Dabey zeigte sich der Sieur so billig, seine rechtmäßige Forderung von fünftausend Gulden bis auf zweytausend schwinden zu lassen,

welche er, wie schon oben erzählt worden, erhielt, und damit in Frieden abzog.

Herr von Reitheim, welcher der immer wiederholten Geldforderungen des Franzosen längst überdrüßig war, glaubte nun einen guten Handel gemacht zu haben, da er doch die Hauptsache erhalten hatte. Denn er zweifelte gar nicht, daß zwey so gelehrte Leute, wie Anselm und er, die Charaktere mit Hülfe des Schlüssels würden entziffern können. Und wenn nur erst das Laboratorium errichtet wäre: so hatte er sich vorgenommen, die vorgeschriebnen Versuche so oft wiederholen zu lassen, daß dasjenige, was in den Vorschriften etwa noch dunkel seyn möchte, durch die geprüfte Erfahrung endlich deutlich werden müßte.

Allerdings recht schlau ausgesonnen. Das Schlimme war nur, daß er in Anselmen gar den Mann nicht fand, durch welchen er seine Absichten ausführen konnte. Anselm hatte überhaupt auf der Universität unter allen Kollegien die medicinischen am wenigsten besucht, von der Chemie aber gar nichts gehört, und bey seiner völligen Abneigung von allem was unter praktische Handgriffe gehört, noch viel weniger jemals den Gedanken gehabt, bey einem che-

mischen Versuche Hand anzulegen. Dabey schien ihm die geheime Philosophie, von deren Existenz er nur erst jetzt einen Begriff zu bekommen anfing, so etwas ganz ungereimtes, daß er gar nicht absehen konnte, wie Herr von Reitheim daran glauben mochte; und er selbst hatte auch nicht den geringsten Trieb, sich damit zu beschäftigen.

Viele systematische Philosophen werden ganz betroffen, wenn sie etwas von der geheimen Philosophie hören, und bilden sich wohl gar ein, die Leute, welche sich mit einer verborgenen Wissenschaft beschäftigen, durch die das Innerste der Natur und alle ihre Kräfte aufgedeckt werden sollen, müßten ganz oder halb verrückt seyn. Nun wollen wir zwar die geheime Philosophie hier nicht vertheidigen. Die Kräfte der Natur, die nur sie allein entdeckt hat, mögen nicht weit her seyn; sie möchte denn etwa in der Kraft, reiche und mächtige Menschen zu beherrschen, bestehen, welche aber den Ungeweihten nicht entdeckt wird. Doch jedem sein Recht! Man sieht, daß der Baron von Reitheim sonst ein ganz gescheuter und sogar ein weltkluger Mann war; und so sind gewiß viele andere Anhänger der geheimen

Philosophien. Vielleicht sind diese sogar mancher öffentlichen Philosophie nicht so unähnlich, als man glauben möchte. Man kann über geheime Philosophie ganz fein räsonniren, so gut, wie über irgend eine öffentliche. Der Suchende glaubt in der geheimen Philosophie oft etwas Wahrheitsähnliches gleichsam mit Händen zu ergreifen; aber freylich, er greift nie wirklich. Das Treffendste, aber auch das Schlimmste, was man von solcher geheimen Philosophie sagen kann, ist: sie gründe sich auf willkürlich angenommene Grundsätze, woraus die Folgerungen durch Trugschlüsse geschehen. Das mag nun seyn! Aber wäre es mit keiner Art von öffentlicher Philosophie jemals auch so beschaffen gewesen? Wenigstens die Anhänger des einen Systems sagen es immer von dem entgegengesetzten. Auch ist kein geheimer Philosoph zu widerlegen; denn sowohl seine Grundsätze als seine Erfahrungen gehen dicht neben oder über oder unter der Vernunft weg.

Dieses schwere Geschäft wollte unser dicker Mann gleichwohl unternehmen, sobald ihm Herr von Reitheim seine Meinung von den geheimen Kräften der Natur und von den geheimen Mitteln, diese Kräfte zu bezwingen,

mitgetheilt hatte, und ihm zu diesem Behufe die in sehr schönem Französischen geschriebene kräftig dunkle Auseinandersetzung derselben, welche er vom Sieur Raphael-Gabriel erhalten hatte, vorlas und mit gelehrten Anmerkungen begleitete. Anselm war darüber ganz außer sich. Er hätte seinem Herrn eher noch vergeben, wenn er die Gassendische, Kartesische, Leibnitzische, Darjesische, Federsche oder die revidirte Philosophie angenommen hätte. Aber eine solche geheime französische Philosophie! Anselm wollte den kürzesten Weg gehen, und sie mit den Waffen der kritischen Philosophie angreifen. Aber er mochte Herrn von Reitheim immer von der Sinnenwelt und von der Verstandeswelt der Dinge an sich vorreden, mochte noch so deutlich ihm, sogar mit den eigenen Worten der Kritik der Philosophie, sagen: Es fände keine Anwendung irgend einer Kategorie von der einen auf die andere Statt, und der Verstand könne von allen seinen Begriffen keinen andern als empirischen, niemals aber einen transscendentalen Gebrauch machen; alles half nichts. Zwar glaubte unser dicker Mann hierdurch gesiegt zu haben; aber vergebens. Junker Reitheim hatte eine dritte Welt

gefunden, die magische, eben die, in welche Junker Eckartshausen in München, ein Mann von sehr breitem Verstande, durch einen Salto mortale hineingesprungen ist. In dieser magischen Welt war Junker Reitheim so gut zu Hause, wie auf seinem eigenen Gute. Den Satz der Kantischen Philosophie, daß zwischen der Sinnenwelt und der transscendentalen Welt durch die Vernunft keine Brücke könne geschlagen werden, wodurch Anselm die geheime Philosophie widerlegen wollte, nahm Junker Reitheim mit beiden Händen für sich und seine geheime Philosophie an; denn er wollte ja, eben wie Junker Eckartshausen, sich durch übervernünftige und widervernünftige, kurz durch unvernünftige Mittel einen Weg in jene magische Welt bahnen: aus welcher Ursache auch seit kurzem den Anhängern der Lavaterschen Theologie die Kantische Philosophie so sehr zu gefallen scheint.

Anselm mußte mehr, als einmal hören:

»Es ist viel zwischen Himmel und Erden, wo»von unsere Schulphilosophie nichts weiß.»

Er griff endlich zu verzweifelten Waffen. Er wollte die Gründe wider das System der magischen Philosophie anwenden, die Herr von

Reitheim in einer vorigen Unterredung wider alle Systeme angewendet hatte. Aber dieser rief triumphirend und derb aus: »Die geheime »Wissenschaft, Geister oder Kräfte zu bewegen, »zu versetzen, in einen Raum einzuschließen, »ist kein System; sie ist Wahrheit.« Davon war er nicht abzubringen. Und seine Meinung hatte hier den Vortheil, welchen Reichthum über Armuth, vornehmer Stand über geringen, Unabhängigkeit über Abhängigkeit giebt. Ihr erstaunt, deutsche Philosophen, Magister und Unmagister, Professoren oder Unprofessoren, mit oder ohne Rathstitel, daß diese Rücksichten auf philosophische Meinungen einen Einfluß haben? Seht unparteyisch um euch her auf die Behauptungen, die manche unter euch seit Kurzem über symbolische Bücher, Einschränkung der Aufklärung, Vorzüge des Adels, bürgerliche Freyheit, und wer weiß sonst noch worüber, bekannt gemacht haben!

Anselm kam bey dieser Lage der Sachen überhaupt sehr zu kurz. Es ist natürlich, daß er sich durch seine heftige Widerlegung der unergründlichen geheimen Philosophie seinem Herrn nicht empfahl; und da derselbe ihn nicht zum chemischen Laboranten brauchen konnte, so kam

die Reue, ihn berufen zu haben, bald nach der That. Indeß konnte Herr von Reitheim — obgleich gegen ihn ziemlich kalt geworden — ihn doch nicht verstoßen. Er ließ ihn also bey sich wohnen und mit sich essen, schwatzte auch wohl zuweilen ein Stündchen mit ihm, wenn er sonst nichts Bessers wußte. Aber in Kurzem sank unser guter dicker Mann zu der Klasse von Leuten herunter, die sich bey reichen Leuten so gewöhnlich finden, als Milben im Käse, und eben wie diese an ihnen nagen. Diese Leute werden von den Engländern mit einem höflichen Ausdrucke gefällige Freunde, und mit einer derben aber ausdrucksvollen Benennung Krötenesser genannt; denn diese gefälligen Freunde sind hauptsächlich dazu bestimmt, die üble Laune des Patrons zu verschlucken.

Anselm hatte ein zu feines Gefühl, um nicht das Niedere dieser Lage zu empfinden. Er dachte oft mit bitterer Reue nach Baals und Elberfeld zurück, und konnte sich nun nicht verbergen, daß er an allem, was ihm widerfuhr, durch eigenen Leichtsinn und eigene Unbedachtsamkeit Schuld sey. Indeß litten doch auf keine Weise seine Umstände, dieß Haus freywillig verlassen zu können. Wo sollte er

hin? Er sah also zum erstenmale in seinem Leben die Nothwendigkeit ein, unvermeidliche Übel ertragen zu müssen, und nicht das zu thun, was man am liebsten wollte; sondern das, was nach den Umständen das Beste seyn kann. Er überlegte nun, daß doch wirklich Herr von Reitheim ihn zu der Absicht nicht brauchen konnte, weßhalb er ihn hatte kommen lassen; daher beschloß er, sich dadurch zu empfehlen, daß er sich nützlich machte.

Seine Klugheit, wovon er sich immer noch eine ziemliche Gabe zutraute, gab ihm ein, er werde sich das Vertrauen seines gewesenen Freundes wieder erwerben, wenn er ihm über dieses und jenes freundschaftlichen Rath ertheile. Denn er hatte freylich so wenig Weltkenntniß, zu wähnen, von der vorigen Universitätsfreundschaft sey noch etwas übrig geblieben.

Er machte also Herrn von Reitheim aufmerksam auf verschiedene Unordnungen in seinem Hauswesen, und zeigte ihm wohlmeinend, wie dem abzuhelfen stehe. Der Leibjäger, welcher sehr viel galt, that manchen Personen im Hause Unrecht, und bereicherte sich mit dem Schaden seines Herrn. Die beiden Jüngferchen und der Charadenmacher spotteten über

Herrn von Reitheim, wenn er abwesend war. Alles dieses entdeckte ihm Anselm, und glaubte gewiß, dadurch sich zu empfehlen; aber seine Klugheit führte ihn unglücklicher Weise abermal irre.

Der Leibjäger war der Favorit des gnädigen Herrn; dieser wollte ihm nun einmal trauen, und that nichts ohne dessen Rath. Die andern drey Personen waren ihm in seiner Indolenz nothwendig, Anselm hingegen überflüssig; wie konnte dieser gegen jene Recht haben? Herr von Reitheim hörte seine wohlgemeinten Nachrichten gähnend an, sagte trocken: Diese Bemerkungen wären bloß Einbildungen; erzählte sie aber doch den andern Personen wieder. Die Sache hatte also bloß den Erfolg, daß Herr von Reitheim gegen unsern armen dicken Mann noch kälter ward und ihn selten würdigte mit ihm ein Wort zu sprechen, und daß die andern seine Feinde wurden, und nicht unterließen, ihm bey allen Gelegenheiten Verdruß zu verursachen.

Anselm brachte den Rest des Winters und einen Theil des Frühlings in der traurigsten Lage zu. Wohin er seine Augen richtete, entdeckte er auch nicht die geringste Aussicht zu

einer glücklichen Veränderung für ihn. Er war darüber beynahe trostlos, zumal da ihn die Neckerey im Hause immer unerträglicher fiel. Eines Tages, als er sich wirklich der Verzweiflung nahe fühlte, ließ ihn Herr von Reitheim rufen, welches lange nicht geschehen war. Er sagte ihm ganz kalt: »Herr Sekretar! Sie se»hen seit einiger Zeit immer mißmüthig aus, »und scheinen sich in meinem Hause nicht zu »gefallen. Ich habe doch mit Ihnen immer »Geduld gehabt, ungeachtet ich Sie nicht brau»chen kann: denn der Briefe sind bey mir eben »so viel nicht zu schreiben; und daß ein Dok»tor der Arzneygelahrtheit so unwissend seyn »sollte, nichts von der Chemie zu verstehen, »hätte ich nicht gedacht. Indessen denke ich zu »billig, um Sie ganz zu verstoßen. Ich suche »Ihnen nützlicher zu werden, als Sie mir gewe»sen sind. Ich habe Ihretwegen an meinen »Oheim, den Minister am ***schen Hofe ge»schrieben. Er verspricht mir in einem Briefe, »den ich eben erhalte, Sie auf meine Empfeh»lung in eine Stelle bey der Feder zu placi»ren, will Sie aber erst persönlich sehen. Reisen »Sie zu ihm. Er verlangt Sie heute über acht

»Tage gegen Mittag auf seinem Gute ** zu »sprechen. Machen Sie also, daß Sie gegen die »Zeit dort sind. Leben Sie wohl! Suchen Sie »sich nützlich zu machen, und die Kenntnisse zu »erwerben, die Ihnen noch fehlen. Und, apro»pos! Hüten Sie sich vor Klatschereyen, und »halten Sie guten Frieden mit den übrigen Do»mestiken im Hause. Adieu!« Hiemit gab er mit einem gnädigen Kopfnicken das Zeichen zum Abschiede.

Anselm war nicht wenig betroffen über die Art, wie ihm sein Abschied angekündigt ward; aber über den Abschied selbst war er höchlich erfreut. Er war in diesem Hause tief gedemüthigt worden. Nun konnte er die Zeit kaum erwarten, bis er sich durch Fleiß und Thätigkeit wieder emporschwänge, welches er bey einem Minister, der, wie er wußte, einsichtsvoll war und großen Einfluß hatte, leicht zu bewirken hoffte. Mit dieser angenehmen Aussicht ward seine Einbildungskraft sogleich erfüllt; sein ehemaliger Frohsinn, der ihn einige Monate lang verlassen hatte, kehrte zurück, und er konnte vor Freuden die ganze Nacht nicht schlafen.

Diese Freude ward den folgenden Tag etwas gedämpft, da er vom Herrn von Reitheim seinen Gehalt verlangte, wovon er noch gar nichts bekommen hatte, und ganz trocken zur Antwort erhielt: »Er habe ihm in seinem Briefe nichts versprochen, sondern sich mit dem »Gehalte nach der Brauchbarkeit richten wollen. Da er aber zum Hauptzwecke, warum »er berufen sey, nicht brauchbar gewesen: so »glaube er ihn durch die bisherige freye Unterhaltung für seine wenigen Dienste genugsam »belohnet zu haben; und nun habe er ihm ja »eine Empfehlung an einen Minister gegeben, »welches eigentlich das gewesen wäre, was er »von ihm verlangt hätte.« Anselm würde zu fein gedacht haben, um auf einer Forderung zu bestehen, die ihm auf eine so unbillige Art versagt ward. Aber die Nothwendigkeit zwang ihn abermal, um Bezahlung seines Gehalts anzuhalten; denn er hatte seine wenige Baarschaft ausgegeben, und schlechterdings kein Geld zur Reise. Aber nun ließ ihn der gnädige Herr nicht allein nicht rufen, sondern da er sich melden ließ, ward er nicht vorgelassen. Er sah sich durch die Noth endlich dahin gebracht, al-

le Empfindung des rechtmäßigen Unwillens zu unterdrücken, und mußte jetzt sogar den Leibjäger um sein Fürwort bitten, den einzigen Menschen, welchen der gnädige Herr sprach. Dieser nahm nun Gelegenheit zu zeigen daß er Favorit sey, und erlangte für unsern armen dicken Mann eine ganz kleine Summe, welche kaum hinreichte, eine Reise von vierzig Meilen zu thun. Mehr stand nicht zu erhalten, außer daß ihm Herr von Reitheim noch einen Brief an seinen Oheim schickte, der ihn noch näher empfehlen sollte. Anselm hätte zwar sein Reisegeld vermehren können, wenn er sich hätte entschließen wollen, seinen eleganten Reisewagen zu verkaufen. Das konnte er aber doch nicht von sich erlangen. Er meinte, aus der Erfahrung gelernt zu haben, man werde in großen Häusern hauptsächlich nach dem Äußerlichen beurtheilt; und daher dachte er, ein Mann der bey dem Minister eine gewisse Rolle spielen solle, könne doch auf dessen Gute nicht füglich auf dem Postwagen ankommen. Er eilte jetzt nur, seinen jetzigen ihm so widerwärtigen Aufenthalt zu verlassen, und reisete gleich den folgenden Tag ab, zumal da er kei-

ne Stunde zu verlieren hatte, wenn er zur bestimmten Zeit ankommen wollte. Bey seiner Abreise widerfuhr ihm noch das unvermuthete Glück, sich dem gnädigen Herrn von Reitheim auf einen Augenblick zu empfehlen. Denn derselbe hatte eben einen Postzug von vier braunen Engländern gekauft, und wollte mit ihnen zur Probe ausfahren.

## Ende des ersten Bandes.